

Herbst 1989 in der Region Ludwigslust/Hagenow



20
Jahre
**friedliche Revolution
und Grenzöffnung**



*In der DDR hat man von mir
eine Weltanschauung verlangt,
ohne dass ich die Welt anschauen durfte.*

Manfred Krug, dt. Schauspieler

14.8.1989:

Erich Honecker verkündet öffentlich:

„Den Sozialismus
in seinem Lauf
hält weder
Ochs noch Esel auf.“

IMPRESSUM

Herausgeber:

Landkreis Ludwigslust
im Rahmen des Lokalen Aktionsplanes

Text und Foto:

tastenfischer., Journalistenbüro Mecklenburg-Schwerin,
Gemeinschaft freier Journalisten,
Anja Bölck, Katja Haescher
Titelfotos: Kuno Karls, Volker Jennerjahn,
Hans-Joachim Marschall
Umschlag hinten: Hans-Joachim Marschall

Layout:

Satz & Layout, Daniele Regge
Bischofstraße 11, 19055 Schwerin

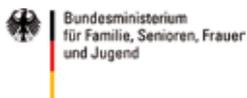
Druck:

cw Obotritendruck GmbH Schwerin

Quellen:

Bundeszentrale für politische Bildung, Bundesstiftung
Aufarbeitung

Gefördert im Rahmen des Bundesprogramms
„VIELFALT TUT GUT. Jugend für Vielfalt, Toleranz
und Demokratie“.



Websites zum Thema:

www.lwl-aktiv.de

www.lpb.mv-regierung.de

www.bpb.de

www.stiftung-aufarbeitung.de

www.fes.de

www.wir.erfolg-braucht-vielfalt.de

www.mauerfall09.de

Die DDR

Vorwort	3
Aus der Geschichte der DDR	4
Zwischen Kühen und Baumaschinen	
Die Kreise Hagenow und Ludwigslust im Bezirk Schwerin – ein Überblick	5
Isoliert von der Außenwelt	
Die Dorfrepublik Rüterberg führte zwei Jahrzehnte ein Inseldasein	6
Freiheit ist etwas Herrliches!	
Ditmar Raffel floh als junger Mann über die Elbe in den Westen	7
Tod an der Grenze	
Michael Gartenschläger stirbt 1976 durch Kugeln einer Stasi-Sondereinheit	8
600.000 arbeiteten für die Stasi	
Politologin Sandra Pingel-Schliemann durchleuchtete den DDR-Sicherheitsapparat	9
Malen zwischen den Zeilen	
Silke Kowalski lotete in ihren Bildern Empfindungen der von der Grenze Eingeschlossenen aus	10
Flüstern und Schreien	
Filmemacher Schumann zog 1989 mit einem Punkfilm durch die DDR.....	11
„WIR SIND DAS VOLK!“	
„Wir sind das Volk“	
Was passierte zur Wende in und um Ludwigslust und Hagenow?	12
Warnung vor dem Rat des Kreises	
Das Stift Bethlehem in Ludwigslust spielte zur Wendezeit eine wichtige Rolle	13
Ein Bündnis entsteht	
Hans-Jürgen Zimmermann gehörte zu den Köpfen der demokratischen Bewegung in Ludwigslust.....	14
Kampfgruppen standen im Betrieb	
Der Karstädter Holger Wegner erkannte im Neuen Forum die Chance auf Veränderungen	15
Unzählige Akten wurden vernichtet	
Der Ludwigsluster Pastor Wilfried Romberg war bei der Besetzung von Stasi-Objekten dabei.....	16
Es war nicht alles schlecht	
Siegrid Marlow hätte zur Wendezeit gerne einen besseren Staat aus der DDR gemacht.....	17
Wir wollten dieses Land verändern	
Zuhause bei Irene und Matthias de Boor trafen sich Hagenows erste friedliche Revolutionäre.....	18
Demokratie wagen	
Christa Schenk gründete mit weiteren Mitstreitern den Ortsverband der Grünen in Neustadt-Glewe	19
Mut zur Wahrheit	
Rainer Höpfner war über 20 Jahre Pastor im Amt Neuhaus und erlebte hier die Öffnung der Grenze	20
Weint nicht um die DDR!	
Kuno Karls interviewte zur Wende hunderte Menschen in und um Hagenow	21
20 JAHRE DANACH	
Jeder hat ein anderes DDR-Bild	
20 Jahre friedliche Revolution – wie denken wir heute?	22
Beim Meister war Endstation	
Christian Jessel wurde nach der Wende ein erfolgreicher Unternehmer	23
Licht und Schatten	
Enttäuscht von der Wende: Franz-Josef Kemper sieht sich um seine Lebensleistung betrogen	24
Interesse am Leben der Nachbarn	
Dieter Schmidt erlebte die Grenze als Zöllner auf westdeutscher Seite	25
Arbeiten für gute Nachbarschaft	
Menschen entlang der ehemaligen Grenze mussten erst zueinander finden.....	26
Erzählte Lebensgeschichte	
„Kollektives Erinnern braucht persönliche Geschichten und historische Fakten“	27
Angst war der Klebstoff	
Die DDR-Schule wurde für die Militarisierung von Kindern missbraucht.....	28
Junge Leute auf Spurensuche	
Jugendliche aus Wittenburg und Büchen machen aus ihren Grenzerfahrungen eine DVD.....	29
Oft den Finger auf dem Auslöser	
Der Dömitzer Jürgen Scharnweber bringt neue Ausstellung über Wendezeit auf den Weg.....	30
Das Stasi-Gefängnis	
Im Schweriner Dokumentationszentrum bleibt ein finsternes Kapitel unvergessen	31
Ein Bollwerk gegen die Bürger	
Das Grenzhuis Schlagsdorf informiert über das Leben an der innerdeutschen Grenze	32

Die Erinnerung wach halten

Für viele Ostdeutsche gehört der Herbst 1989 zu den bewegendsten Zeiten ihres Lebens. Als am 9. November 1989 die Mauer fiel, war dies die Folge einer Bewegung, die ein ganzes Volk erfasst hatte. Dieses Volk schaffte, was lange unmöglich schien: eine friedliche Revolution.

20 Jahre sind seitdem vergangen. Eine lange Zeit? Eine kurze Zeit? Die Erinnerungen an den Aufbruch des Jahres 1989 sind bei vielen Beteiligten noch jung. Junge Menschen dagegen kennen die DDR nur aus dem Geschichtsbuch und aus den Erzählungen ihrer Eltern. Wer heute 20 ist, hat Demokratie und Freiheit von Anfang an als Selbstverständlichkeit erfahren.

Umso wichtiger ist es, die Erinnerung an die Zeit der friedlichen Revolution wach zu halten. Was passierte damals in Ludwigslust, in Hagenow und anderen Orten? Welche Erfahrungen machten Menschen mit dem System DDR, was waren die Gründe zu sagen: So kann es nicht mehr weitergehen? Antworten auf diese und andere Fra-

gen gibt die vorliegende Broschüre. Sie ist ein Lesebuch, das aus dem Erleben verschiedener Menschen das Bild eines Staates zeichnet, der seine Bürger reglementierte und überwachte – so lange, bis die Bürger selbst diesem Staat ein Ende setzten.

„Für das Erinnern sind persönliche Geschichten genauso wichtig wie historische Fakten“, sagt Autorin Simone Labs. Diese persönlichen Geschichten zeigen, dass es viele Gründe gab, warum Menschen nicht mehr bereit waren, die DDR zu tragen und zu ertragen. Gleichzeitig rücken die Erzählungen der an der friedlichen Revolution beteiligten Menschen den Wert einer demokratischen Gesellschaft ins Bewusstsein. „Das Wertvollste an der Demokratie ist die Freiheit, selbst Verantwortung zu übernehmen“, sagt Hans-Jürgen Zimmermann, der 1990 zum Bürgermeister von Ludwigslust gewählt wurde. „Wenn Freiheit nicht genutzt wird, hat sie keinen Wert.“

Katja Haescher und Anja Bölck,
Journalistenbüro tastenfischer



„Für mich ist die wichtigste Schlussfolgerung aus den Ereignissen vor 20 Jahren, dass Freiheitsrechte und demokratische Strukturen nicht selbstverständlich sind, stets mühsam bewahrt und gelebt, und manchmal aufs Neue erkämpft werden müssen.“
(Rolf Christiansen, Landrat)

Wir sind das Volk
Wir sind ein Volk
Keine Gewalt
Wir bleiben hier
SED-nein danke
Krenz zu Tisch.
Demokratie - Jetzt oder nie
Zulassung Neues Forum
Weg mit dem Wasserkopf
Obstbäume statt Schlagbäume
40 Jahre politischer Mief - jetzt wird gelüftet
SED Führungssucht treibt das Volk zur Flucht
Ohne Zweck - Sperrgebiet muss weg

Aus der Geschichte der DDR

7. Oktober 1949

Nach dem Zweiten Weltkrieg war Deutschland in vier Besatzungszonen (amerikanisch, britisch, französisch, sowjetisch) aufgeteilt. Im Gebiet der sowjetischen Besatzungszone wurde am 7. Oktober 1949 die Deutsche Demokratische Republik gegründet. Hauptstadt wurde der sowjetisch besetzte Teil Berlins.

Die drei westlichen Besatzungszonen formierten sich ebenfalls 1949 zur Bundesrepublik Deutschland. Die Grenze zwischen zwei politischen Systemen verlief jetzt mitten durch Deutschland. Die DDR orientierte sich politisch, aber auch wirtschaftlich und kulturell an der Sowjetunion.



Die DDR-Führung verkennt die Wirklichkeit. Während Fluchtwelle und Demonstrationen die Grundfesten des Staates erschüttern, feiert sie in altgewohnter Weise am 7. Oktober 1989 den 40. Gründungstag der DDR.
Foto: Archiv Bundesstiftung Aufarbeitung, Bestand Klaus Mehner

Grenzgebiet verlassen und ins Landesinnere umziehen.

1. August 1975

In Helsinki wird die Schlussakte der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (KSZE) unterzeichnet. In diesem Dokument vereinbaren die Staaten, darunter die DDR und die Bundesrepublik, neben der Unverletzlichkeit der Grenzen und der Nichteinmischung in innere Angelegenheiten die Wahrung der Menschenrechte und Grundfreiheiten. Trotz dieser Vereinbarung werden die Selbstschussanlagen SM-70 erst im Jahr 1984 komplett abgebaut.

11. März 1985

Michail Gorbatschow wird Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU). 1988 hebt er die so genannte Breschnew-Doktrin auf, in der die „beschränkte Souveränität“ der sozialistischen Staaten und der Führungsanspruch der Sowjetunion festgeschrieben waren. Die DDR-Führung geht zunehmend auf Distanz zu Gorbatschows Reformkurs.

7. Mai 1989

In der DDR findet die Kommunalwahl statt. Der Leiter der Wahlkommission Egon Krenz gibt im Anschluss das Ergebnis mit 98,85 Prozent Ja-Stimmen für die Liste der Nationalen Front, den Zusammenschluss der Parteien und Massenorganisationen an. Im Vorfeld der Wahl hatten oppositionelle Gruppen die Bürger aufgerufen, die Wahl zu boykottieren oder mit „Nein“ zu stimmen. In zahlreichen Städten machten Bürger von ihrem gesetzlich verbrieften Recht der Wahlkontrolle Gebrauch. Ihre Beobachtungen zeigten deutlich den Wahlbetrug: Um bis zu zehn Prozent wichen die offiziellen Angaben von den tatsächlichen Ergebnissen ab.

4. Juni 1989

Die chinesische Armee macht der Demokratiebewegung auf dem Platz des

Himmlichen Friedens in Peking ein gewaltsames Ende. Am 8. Juni wertet die DDR-Volkskammer dieses Massaker mit vermutlich mehreren tausend Toten als „Niederschlagung einer Konterrevolution“. In der DDR ist die Angst vor einer „chinesischen Lösung“ in den kommenden Wochen gegenwärtig.

Sommer 1989

Ungarn öffnet seine Grenzen in Richtung Österreich. Daraufhin setzt eine Ausreisewelle von DDR-Bürgern ein, die über Ungarn in den Westen gelangen. Tausende DDR-Bürger verlassen auf diese Art das Land. Andere DDR-Bürger besetzen bundesdeutsche Botschaften, zum Beispiel in Prag, und erzwingen so ihre Ausreise.

4. September 1989

In Leipzig findet im Anschluss an ein Friedensgebet in der Nikolaikirche die erste Montagsdemo statt.

7. Oktober 1989

Die DDR-Führung feiert den 40. Jahrestag der DDR. Mehrere Demonstrationen für Bürgerrechte und einen demokratischen Sozialismus werden gewaltsam aufgelöst.

9. Oktober 1989

In Leipzig beteiligen sich 70.000 Menschen an der Montagsdemonstration. Sechs prominente Leipziger, darunter Gewandhauskapellmeister Kurt Masur und die Sekretäre der SED-Bezirksleitung, rufen zum Gewaltverzicht auf. Die Sicherheitskräfte, die eigentlich den Auftrag haben, die Demonstration zu unterbinden, werden zurückgezogen.

18. Oktober 1989

Erich Honecker tritt von allen Ämtern zurück.

9. November 1989

Die Mauer fällt.

18. März 1990

In der DDR findet die erste freie Volkskammerwahl statt. Es siegt das Wahlbündnis „Allianz für Deutschland“, bestehend aus CDU (Ost), Deutscher Sozialer Union (DSU) und Demokratischem Aufbruch (DA).

3. Oktober 1990

Deutsche Wiedervereinigung, die DDR tritt der Bundesrepublik Deutschland bei.



Am 7. Mai 1989 fanden in der DDR die letzten Kommunalwahlen statt. Diesmal gelang es BürgerrechtlerInnen, die Fälschung nachzuweisen. Dass die Staatssicherheit unfähig war das zu verhindern, zeigt, dass der Machtapparat bereits erheblich an Wirksamkeit eingebüßt hatte.
Foto: Archiv Bundesstiftung Aufarbeitung, Bestand Klaus Mehner

29. Mai bis 15. Juni 1952

Erste große Zwangsaussiedlung aus grenznahen Orten. Im Zuge der Aktion Grenze (Deckname auch Aktion „Ungezieferei“) werden Menschen, die vom System als „feindlich“ eingestuft werden, unter Zwang aus dem Grenzgebiet ins Landesinnere umgesiedelt.

17. Juni 1953

Die Erhöhung der Arbeitsnorm treibt in der DDR zahlreiche Arbeiter auf die Straße. Sie protestierten für bessere Lebensbedingungen und freie Wahlen. Demonstrationen und Streiks gab es in fast 700 Städten und Gemeinden der DDR. Der Volksaufstand wurde mit Hilfe der sowjetischen Armee niedergeschlagen.

13. August 1961

Der Bau der Berliner Mauer beginnt. Bis zu diesem Zeitpunkt haben seit der Gründung der DDR 1949 mehr als 2,7 Mio. Bürger aus der DDR und Ostberlin das Land in Richtung Westen verlassen.

3. Oktober 1961

Zweite große Zwangsaussiedlungswelle, erneut müssen Menschen ihre Häuser im

Zwischen Kühen und Baumaschinen

Die Kreise Hagenow und Ludwigslust im Bezirk Schwerin – ein Überblick

Struktur von 1952-1990:

Der Bezirk Schwerin wurde 1952 nach Auflösung der fünf Länder der DDR durch eine Verwaltungsreform als einer von 14 Bezirken eingerichtet, dazu kam Ost-Berlin. Zum Bezirk Schwerin gehörten neben der Stadt Schwerin zehn Landkreise, darunter der Kreis Ludwigslust und der Kreis Schwerin-Land sowie der Kreis Hagenow mit dem Amt Neuhaus, das 1945 als Teil der Provinz Hannover ursprünglich zur britischen Besatzungszone gehörte und im Zuge der Grenzbegradigung der sowjetischen Besatzungszone zugeordnet wurde.

Wappen: Der Bezirk Schwerin führte kein Wappen, gelegentlich wurde das historische Wappen der Stadt Schwerin als Symbol verwendet.

Fläche: 8.672 km²

Einwohner: 595.200 (1989)

Kfz-Kennzeichen: B

Wirtschaft:

Im Kreisgebiet stand die Verarbeitung von landwirtschaftlichen Produkten im Mittelpunkt.

Ludwigslust:

Fleischverarbeitung und Spirituosenherstellung

Hagenow: Kartoffelveredlung

Grabow:

Süßwaren-, Käse- und Bierherstellung

Neustadt-Glewe:

Lederherstellung

Malliß und Neu Kaliß:

Holz- und Papierindustrie

Lewitzregion:

Fischzucht, Weidewirtschaft in Talauen.

Industriebetriebe:

Maschinenbaubetrieb (BAMA) in Ludwigslust, Fernmeldewerk und Hydraulikwerk in Neustadt-Glewe, Werk für elektronische Bauteile in Dömitz, Hydraulikwerk in Grabow, Fliesenwerk und Elbewerft Boizenburg, bis 1960 wurde um Malliß Braunkohle gefördert.

Verkehr: Ende 1982 wurde die durch den Norden des Kreises Ludwigslust gebaute Autobahn Berlin-Hamburg und 1986 der Anschluss nach Schwerin dem Verkehr übergeben. Ein Grenzübergang nach Niedersachsen bestand nicht. Die seit 1945 zerstörten Brücken über die Elbe bei Dömitz wurden während der DDR-Zeit nicht wieder aufgebaut.

Was geschah 1990?

Mit der Wiedererrichtung der Länder



Stark war der Zusammenhalt im Kollektiv auf Arbeit. Die Mitarbeiterinnen der KONSÜ Süßwarenfabrik in Wittenburg hatten sich viel zu erzählen.

Foto: Stadtarchiv Wittenburg



In der DDR wurden Meisterschaften im Melken ausgetragen. Mit dabei eine Melkerin aus der LPG Mothlitz, Kreis Hagenow.

Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1982-0526-017/Foto: Bernd Settnik, Lizenz CC-BY-SA 3.



Während die Muttis und Vatis in der DDR ihrer Arbeit nachgingen wurden ihre Sprösslinge in Krippen und Kindergärten wie hier in Mestlin meistens liebevoll betreut. Foto: Bundesarchiv, Bild 183-81801-0003, Foto: Horst Sturm, Lizenz CC-BY-SA 3.



Die Erwerbsquote der Frauen in der DDR war hoch. Viele arbeiteten Vollzeit und körperlich schwer, wie diese Frauen in der Milchkonservenfabrik Wittenburg.

Foto: Stadtarchiv Wittenburg

auf dem Gebiet der DDR im Jahre 1990 wurden die Bezirke aufgelöst. Der Bezirk Schwerin wurde ohne den Kreis Perleberg, der zu Brandenburg kam, dem Land Mecklenburg-Vorpommern zugeordnet. Das Amt Neuhaus gehört seit dem Staatsvertrag vom Juni '93 wieder zu Niedersachsen.

Am 6. Dezember 1993 wechselten die Gemeinden des Amtes Lenzen-Elb-

talau aus dem Kreis Ludwigslust (seit 1990 als Landkreis bezeichnet) in den neuen brandenburgischen Landkreis Prignitz.

Am 12. Juni 1994 wurde der Kreis aufgelöst und zusammen mit dem Kreis Hagenow und dem Südwest- und Südteil des Kreises Schwerin-Land zum neuen, größeren Landkreis Ludwigslust.

Isoliert von der Außenwelt

Die Dorfrepublik Rüterberg führte zwei Jahrzehnte ein Inseldasein



Klein, aber fein ist die Rüterberger Heimatstube. Hier finden sich allerlei Dinge, die an die DDR erinnern – von der Pionierbluse bis hin zur Offiziersuniform. Auf Wunsch führt Meinhard Schmechel Interessierte durch die Geschichte seines kleinen Dorfes.

22 Jahre lang lebten die Rüterberger in nahezu völliger Isolation, eingesperrt zwischen zwei Stacheldrahtzäunen: linker Hand zur BRD, rechter Hand zur DDR. Zwischen 5 Uhr und 23 Uhr durften sie ihr Dorf gegen Vorlage eines Passierscheines verlassen und betreten, nachts wurden sie unter Verschluss gehalten. Meinhard und Gisela Schmechel erinnern sich mit gemischten Gefühlen.

Der Liebe wegen hat es Meinhard Schmechel nach Rüterberg verschlagen. Im Jahr 1966 kam der gebürtige Greifswalder als Grenzsoldat an die Elbe. Im Dorfkonsum verguckte er sich in Gisela. Als sein Ausbildungsbataillon nach Havelberg verlegt wird, möchte er gern dabei bleiben. Doch Gisela will nicht weg. Und so bleibt er bei ihr. Noch lässt es sich hier leben. Noch können sie an die Elbe runter. Doch als 1968 der Zaun gebaut wird,

verschärft sich die Lage. „Es wurde von Jahr zu Jahr schlechter“, erinnert sich Meinhard Schmechel, der von 1981 bis 2004 Bürgermeister war. Und doch hängen die Rüterberger an ihrem idyllischen Dorf. Der Zusammenhalt ist stark. „Wir haben viele Feste gefeiert und uns unter die Arme gegriffen“, so Schmechel. Um die Grenzbewohner bei Laune zu halten, gibt es mehr im Einkaufsmarkt als anderswo. Die Angst aber weilt immer unter ihnen. Die Erinnerungen an die 26 Familien, die 1952 bis 1961 ausgewiesen wurden, verblissen nicht. Um zur Arbeit zu kommen, müssen Schmechels, deren beide Töchter und alle anderen Rüterberger erst durch ein langes Waldstück bis zur Straße laufen. Der Bus kam nicht in ihr Dorf. Wer seinen Passierschein nicht bei sich trägt, muss mit Schikanen rechnen. „Warum behandelte man uns als DDR-Bürger so?“, fragt sich Gisela Schmechel heute. „Und immer das Theater, nie wusste man, ob der Besuch kam oder nicht. Verwandte, die von außerhalb nach Rüterberg wollten, mussten sechs Wochen vorher einen Passierschein beantragen.

Arbeitskollegen durften wir nie zu Besuch nach Hause einladen.“ Was aber auch sein Gutes gehabt hatte, sagt Meinhard Schmechel schmunzelnd: „Man konnte nie überraschend Besuch kriegen.“ Nicht zum Lachen zumute war ihm jedoch, als sein Schwiegervater gestorben war und seine Mutter und Schwester nicht kommen durften. Die gehören nicht zur Familie, hieß es. Doch in Wirklichkeit ließ der Entscheidungsträger mal wieder den Polizeilarry raushängen. Drei Tage brauchten die Schmechels, um solcherlei Schikanen runterzuschlucken, dann ging das Leben weiter.

Am Ende der DDR, im November 1989, hatten die Rüterberger die Nase voll vom Eingesperrtsein. Auf einer eigens einberufenen Einwohnerversammlung, zu der auch der Rat des Kreises, Grenztruppen und Polizei erschienen, forderten die Dorfbewohner, den Zaun zur DDR-Seite hin zu beseitigen. „Doch die wollten nicht, obwohl schon 30.000 Menschen über Ungarn abgehauen waren“, so Meinhard Schmechel. Daraufhin riefen die Eingesperrten ihre Dorfrepublik Rüterberg aus. Von Konsequenzen blieben die Rüterberger wegen der sich überstürzenden Ereignisse in den Wendetagen verschont.



22 Jahre lebten die Rüterberger in völliger Isolation, eingesperrt zwischen Stacheldrahtzäunen. Nur gegen Vorlage eines Passierscheines konnten sie ihr Dorf verlassen und betreten. Nachts wurden sie unter Verschluss gehalten.



Weil sie die Nase voll hatten vom Eingesperrtsein, riefen die Rüterberger im Herbst 1989 ihre Dorfrepublik aus. Geistiger Vater der dritten deutschen Republik war der inzwischen verstorbene Hans Rasenberger. Bis heute haben die Rüterberger den Status ihrer „Dorfrepublik“ beibehalten. Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1990-0529-009, Foto: Ralf Pätzold, Lizenz CC-BY-SA 3.

In einer kleinen Heimatstube haben die Rüterberger Erinnerungsstücke aus der Wendezeit zusammengetragen. Meinhard Schmechel führte schon hunderte Kinder und Schüler durch das Sammelsurium. Offen erzählt er, wie es früher war. Ein Termin vereinbaren lässt sich mit ihm unter Telefon: 038758-20333.

Freiheit ist etwas Herrliches!

Ditmar Raffel floh als junger Mann über die Elbe in den Westen



Am helllichten Tag floh Ditmar Raffel über die Elbe.
Foto: privat/Raffel

Als Ditmar Raffel 18 Jahre alt war, beschloss er aus der DDR zu fliehen. Über die Elbe. Nachts. Es war Samstag, der 22. Juli 1972. Die Sonne schien, das Wetter war herrlich. Um Abschied zu nehmen, lief der junge Mann den ganzen Tag durch Rüterberg. Ein Grenzzaun entlang der Elbe schnitt das nahe bei Dömitz gelegene Dorf selbst von der DDR ab. Nur durch ein bewachtes Tor konnten die Bewohner ihr Dorf nach Vorlage des Passierscheins verlassen oder betreten. Ditmar Raffel dachte an seine Familie und Freunde. Was wird aus ihnen? Kann ich ohne ein Wort gehen? Werde ich alle irgendwann wiedersehen? Fragen quälten ihn. Was, wenn die Flucht scheitert? Die Elbe besitzt eine enorme Strömung und nicht zu erkennende Strudel. Außerdem wusste der Rüterberger nicht genau, wo Wachposten Stellung bezogen hatten. Daher wollte er nachts fliehen. Seinen Personalausweis und Verbandszeug hatte er wasserdicht verpackt. Am Abend wurde es ungemütlich.

Regen kam auf. Ditmar Raffel vertagte seine Aktion. Am Sonntag aber war zu viel los auf der Elbe. Am Montag wäre sein erster Arbeitstag nach dem Urlaub gewesen. Nein, er fuhr nicht zur Arbeit. Heute, am 24. Juli 1972, musste es geschehen. „Am Morgen hörte ich einen Hubschrauber vom BGS“, erinnert er sich noch heute. „Ein gutes Omen. Ich dachte mir, wenn der jetzt fliegt, kommt sicher auch noch das Zollboot aus Hitzacker.“ Er plante um. Warum nicht abwarten, bis sie zurückkommen und dann den Sprung in die Elbe wagen? Ditmar Raffel ging zur Konsumverkaufsstelle, um ein letztes Bierchen zum Abschied zu trinken. Da alles ausverkauft war, trank er eine Flasche Wein und unterhielt sich mit zwei Bekannten zwanglos. Als er am späten Nachmittag wieder seinen Rundgang durchs Dorf machte, hörte er das Motorengeräusch des Zollbootes. Er machte sich auf den Weg, näherte sich dem Zaun und winkte dem Boot zu. Flugs kletterte er hinüber. Raffel: „Ich sprang in Windeseile die Kaimauer runter und begann zu schwimmen, was das Zeug hielt. Das Boot wurde quer gestellt und ein Seil heruntergelassen. Geschützt vor den eventuellen Schüssen des Patrouillenbootes am Ostufer kletterte ich hinauf. Ich war pudelnass, aber glücklich. Geschafft!!! Freiheit ist etwas Herrliches. Bei der Einfahrt im Hafen Hitzacker sah ich, wie sich die Menschen dort ganz zwanglos an der Elbe bewegten. Was für uns völlig unvorstellbar gewesen wäre.“

Ditmar Raffels Familie erging es weniger gut. Noch über Nacht musste sie das Dorf verlassen. Sein Vater, der als Offizier der Grenztruppen tätig war, durfte seine Uniform an den Nagel hängen.

Ditmar Raffel fand schnell eine neue Heimat zwischen Weserbergland und Teutoburger Wald. Was hat ihn damals zur Flucht getrieben? Er hatte eine sorglose Kindheit, wie er sagt, und der Zusammenhalt im Dorf sei genial gewesen. Es war die Elbe, die ihn nicht losließ. Als Kind noch hatte er hier gebadet und geangelt. Später sehnte er sich danach, zur See zu fahren. Er versucht es bei den Reedereien, auf Umwegen bei Werften und selbst bei der Marine – aber er wird abgelehnt. Nach der Wende erfährt er, woran das lag. Er hatte Westverwandtschaft. Nur widerwillig beginnt er im Schweriner VEB Plastikverarbeitungswerk die Lehre zum Werkzeugmacher. Als die Armeezeit naht, beschließt er zu gehen. Er hält es nicht mehr aus. Diese Enge. Er hat genug mit angesehen, wie Menschen beim Überqueren der Grenze nach Rüterberg schikaniert wurden. Ditmar Raffel: „Ich habe noch heute ein Problem damit, wenn mich jemand bevormundet.“

Die ausführliche Fluchtgeschichte ist auf Ditmar Raffels Seite www.broda-72.de/nachzulesen.



Am ehemaligen Grenzturm in Rüterberg musste Ditmar Raffel bei seiner Flucht vorbei. Heute wird er von Elbe-Radwanderern ins Visier genommen.



Bei Fluchtversuchen aus der DDR kamen insgesamt über 1000 Menschen ums Leben. Viele wurden erschossen, manche ertranken oder stürzten mit selbst gebauten Ballons und Flugzeugen ab.



Ditmar Raffel als Junge – das einzige Bild, das ihm aus dieser Zeit geblieben ist.

Foto: privat/Raffel

Tod an der Grenze

Michael Gartenschläger stirbt 1976 durch Kugeln einer Stasi-Sondereinheit

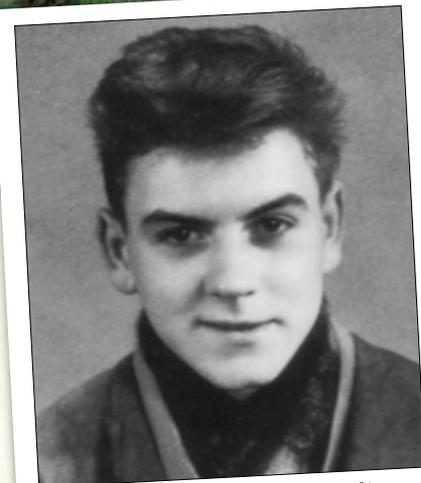
Mitten im Wald, zwischen Leisterförde im Osten und Bröthen im Westen, steht ein großes Metallkreuz. Es erinnert an Michael Gartenschläger, der hier in der Nacht zum 1. Mai 1976 an der innerdeutschen Grenze von einem Sonderkommando der Staatssicherheit erschossen wurde. Er war 32 Jahre alt. Sein Schicksal ist eines von vielen, die die Unmenschlichkeit der Grenze zeigen. 1944 in Strausberg geboren, geriet Michael Gartenschläger schon früh mit der DDR in Konflikt. 1961 protestierte er mit Freunden gegen den Mauerbau. Die Jungen, die Farbflaschen gegen Propagandaschilder warfen und eine LPG-Scheune anzündeten, wurden festgenommen und zu hohen Haftstrafen verurteilt. Nach zehn Jahren in Jugendgefängnis und Zuchthaus kaufte die Bundesrepublik Gartenschläger frei. Die Auseinandersetzung mit der DDR war jedoch für Gartenschläger im Westen nicht beendet. „Es festigte sich in mir die Überzeugung, dass sinnvoller Widerstand gegen dieses Unrechtssystem nicht nur ein Recht, sondern eine Pflicht ist... Ich glaube, der Unrechtscharakter der DDR kommt besonders in den Selbstschussanlagen und in der Tatsache ihres weiteren Ausbaus – trotz Ablösung Ulbrichts – zum Ausdruck...“, schreibt er am 27. April 1976 – drei Tage vor seinem Tod. Die Selbstschussanlagen SM-70, auch Todesautomaten genannt, wurden seit 1970 jeweils in drei verschiedenen Höhen an den Grenzzaun montiert. In den Automaten waren 120 Stahlwürfel eingeschlossen, die nach dem Auslösen wie Streugeschosse wirkten. Berührte jemand die am Zaun angebrachten Spanndrähte, wurde ein Schalter betätigt, der die Mine elektronisch zündete. Mehrere Tote und Schwerverletzte forderten die Selbstschussanlagen während ihres Einsatzes zwischen 1970 und 1984.



Ein Metallkreuz markiert an der ehemaligen innerdeutschen Grenze die Stelle, an der Michael Gartenschläger starb.

Gartenschläger gelang es in der Nacht zum 1. April 1976, einen Selbstschussautomaten vom Grenzzaun abzubauen und der Öffentlichkeit in der Bundesrepublik zu präsentieren. Eine zweite SM-70 demontrierte er am 23. April. „Ich untersuchte die Selbstschussaggregate mit Feldstechern und kam zu dem Schluss, dass... die Stromabschaltung durch Zerschneiden der Stromzufuhr durchführbar sein muss. Dies allerdings unter einem Vorbehalt: dass beim Besteigen des Metallgitterzauns und der Demontage keine starken Erschütterungen entstehen, die den Auslöserdraht bewegen. Ferner mussten den Grenzposten meine Arbeiten unbenutzt bleiben... Das Risiko schien mir lohnenswert...“, lautet ein weiterer Auszug aus dem Brief vom 27. April 1976.

Für die DDR-Führung waren die Beweise Gartenschlägers ein Schlag ins Gesicht, hatte sie doch den Einsatz der Selbstschussautomaten stets geleugnet. Als Gartenschläger und zwei Freunde in der Nacht zum 1. Mai eine dritte Mine holen wollen, wartete eine Sondereinheit der Staatssicherheit am großen Grenzknick zwischen



Der junge Michael Gartenschläger wurde 1961 zu Zuchthaus verurteilt, weil er mit Freunden öffentlich gegen den Mauerbau protestiert hatte.
Fotos: Privatarchiv Lothar Lienicke (2)

Leisterförde und Bröthen. Michael Gartenschläger starb durch Schüsse aus Waffen des Einsatzkommandos. 1999, 23 Jahre danach, begann vor dem Schweriner Landgericht der Prozess gegen drei Angehörige dieser Sondertruppe. Die Anklage lautete auf versuchten, gemeinschaftlichen Mord. Im Frühjahr 2000 wurden die drei Männer frei gesprochen, da der Mordvorwurf laut Aussage des Gerichts nicht bewiesen werden konnte. Was bleibt, ist die Geschichte eines Mannes, der staatlich sanktioniertes Unrecht nicht tatenlos mit ansehen wollte und dafür mit seinem Leben zahlte.



600.000 arbeiteten für die Stasi

Politologin Sandra Pingel-Schliemann durchleuchtete den DDR-Sicherheitsapparat



Die Politologin Sandra Pingel beschäftigt sich seit Jahren mit dem Spitzelnetz der DDR.
Foto: privat/Pingel

In keinem der ehemaligen Ostblock-Länder wurde den Menschen so viel Misstrauen entgegengebracht wie in der DDR. Die Spitzeldichte war einmalig. Und die Methoden oft grausam. Stasiexpertin Sandra Pingel-Schliemann hat sich während ihrer Doktorarbeit eingehend mit den Strategien der DDR-Diktatur befasst. Sie arbeitet heute als Demokratiepädagogin in Ludwigslust. Auf Wunsch klärt sie Schulklassen über die damaligen Machenschaften auf. Wir sprachen mit ihr.

Wie viele Menschen waren denn für den Staatssicherheitsdienst tätig?

Sandra Pingel: Hauptamtlich haben zuletzt 93 000 mit und für den Staatssicherheitsdienst gearbeitet. Als inoffizielle Mitarbeiter (IM) sind am Ende der DDR, im Jahr 1989, aktiv 174 000 Menschen geführt worden. Hochgerechnet auf die Bevölkerungszahl kam in diesem Jahr auf jeden 100. Einwohner - vom Säugling bis zum Greis - ein Stasispitzel. In der gesamten DDR-Geschichte haben 600 000 Menschen mit der Stasi inoffiziell kooperiert.

Wie hoch lag der Anteil junger Leute?

Pingel: Der Anteil jugendlicher IM unter 18 Jahren betrug sechs Prozent. Frauen waren nur mit 10 bis 16 Prozent vertreten.

Warum machten so viele mit?

Pingel: Neben persönlichen Interessen, Abenteuerlust à la James Bond und Erpressung haben letztlich 80 Prozent aus politischer Überzeugung mitgemacht. Bei Jugendlichen spielte die politische Motivation keine so große Rolle. Sie wurden eher durch die Befriedigung materieller Wünsche geködert. So besorgten Stasi-Offiziere

die eine oder andere Musikplatte. Bei Kindern aus zerrütteten Elternhäusern übernahmen oft Stasioffiziere die väterliche Rolle.

Welche Aufgabe hatte die Stasi?

Pingel: Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) hatte die vorrangige Aufgabe, Menschen zu verfolgen und zu unterdrücken, die sich den politischen Vorgaben der SED widersetzten. Das MfS hatte in allen gesellschaftlichen Bereichen ein engmaschiges Spitzelnetz, um widerständiges Verhalten schnell ausfindig machen zu können. Jedem Menschen in der DDR wurde grundsätzlich misstraut.

Wie sahen die Methoden aus?

Pingel: Die Inoffiziellen Mitarbeiter gab es überall, im Betrieb, in der Sportgruppe und sogar in der Familie. Manche bespitzelten Kollegen und Nachbarn bis zur Unterwäsche. Der Stasiapparat selbst war darauf spezialisiert, Menschen, die feindlich negativ waren, zu inhaftieren, sie dort körperlich und seelisch zu foltern oder auf verdeckte, lautlose Weise psychisch zu zermürben. Letzteres wurde im MfS-Jargon „Zersetzung“ genannt. Opfer von Zersetzungsmaßnahmen erlebten negative Einschnitte in ihrem Leben, die sie nicht mit der Stasi in Verbindung brachten, aber die dennoch von den Offizieren organisiert waren. Um Familien zu zerstören, wurden beispielsweise Gerüchte über außereheliche Verhältnisse gestreut. Ich kenne das Schicksal einer Frau, in deren Wohnung die Stasi mehrfach heimlich eindrang, um Gegenstände wie Handtücher, Bilder zu verhängen.



Überwachungsapparat: Hier handelt es sich um eine Telefonüberwachungsanlage aus dem Objekt Demmlerplatz in Schwerin.
Foto: LStU.



Die Frau ist psychisch krank geworden. Ein anderes Beispiel: Eine schwangere Frau kam zu einem Arzt, der mit der Stasi zusammenarbeitete. Er diagnostizierte bei ihr Krebs, was nicht stimmte, sondern Teil der Zersetzungstrategie gegen die Frau war. Die Frau hat bis heute ein gestörtes Verhältnis zu ihrer Tochter.

Da gehört schon eine Menge kriminelle Energie zu.

Pingel: Ja, richtig. Um Methoden zu verfeinern, betrieb der Sicherheitsapparat eine eigene Hochschule, auf der Stasioffiziere das Fach operative Psychologie belegten. Hier lernten sie psychische Foltermethoden kennen. So mancher damalige Stasioffizier hat sich nach der Wende mit eigener Praxis niedergelassen oder ist heute als Jurist tätig.

Sandra Pingel
RAA, Regionalzentrum für demokratische Kultur Westmecklenburg
Alexandrinienplatz 7
19288 Ludwigslust
Telefon: 03874-57022-0
westmecklenburg@raa-mv.de

Malen zwischen den Zeilen

Silke Kowalski lotete in ihren Bildern Empfindungen der von der Grenze Eingeschlossenen aus



Silke Kowalski hat in ihren Bildern den Ausbruch aus der Enge sichtbar gemacht.

Silke Kowalski kam 1943 in Niedersachsen zur Welt, wurde 1945 Mecklenburgerin und 1993 wieder Niedersächsin – ohne nennenswert umzuziehen. Ihre Heimat, das Amt Neuhaus, gehörte bis Ende des zweiten Weltkriegs zur Provinz Hannover. Nach Ende des zweiten Weltkrieges wurde die Region aufgrund ihrer Lage nordöstlich der Elbe der sowjetischen Besatzungszone und damit der späteren DDR zugeordnet. Nach der Wiedervereinigung stimmten die Einwohner von Neuhaus in einem Volksentscheid mehrheitlich für die Rückkehr nach Niedersachsen – etwas Besonderes in der Einheitsgeschichte nach 1990.

Die Elbe ist längst kein Grenzfluss mehr. 40 Jahre trennte der Strom nicht nur ein Ufer vom anderen, sondern zwei verschiedene Welten. Silke Kowalskis Haus steht unmittelbar hinter dem Deich – auf der Ostseite. 1963 zog sie mit ihrem Mann nach Strachau – in ein renovierungsbedürftiges Haus mit großem Grundstück und jeder Menge Arbeit. Silke Kowalski arbeitete in der LPG und verwirklichte außerdem ihren Kindheitstraum: das Malen.

In den 70er Jahren wurde ein Grenzzaun auf den Deich gesetzt – vom Haus der Familie immer sichtbar. „Zu diesem Zeitpunkt habe ich zu meinem Mann gesagt: Ich male keine Landschaften mehr“, erinnert sich die Künstlerin. Stattdessen thematisiert sie in ihren Bildern Empfindungen der Eingeschlossenen:

„Als mein Blick sich ständig am Grenzzaun stieß, habe ich ihn mehr und mehr ins Grenzenlose geschickt.

Das war der Himmel bei Tag und bei Nacht, das war die menschliche Seele mit allem Elend und in aller Größe“, schreibt Silke Kowalski über diese Zeit. Besonders die Romane von Michail Bulgakow und Tschingis Aitmatow inspirierten die Literaturliebhaberin. „Die beiden haben zwischen den Zeilen geschrieben, ich habe zwischen den Zeilen gemalt“, sagt sie.

Als Genossenschaftsbäuerin, so Silke Kowalski, habe sie mehr künstlerische Freiheit gehabt als manch anderer hauptberuflich tätiger Kollege. Trotzdem geriet auch sie mit dem System in Konflikt: „Das Zentralhaus für Kulturarbeit Leipzig kaufte Arbeiten von mir. Irgendwann bekam ich zu hören: Wenn Sie so weitermalen, nehmen wir nichts mehr, denn es schwärzt sich ja zu. Und ich antwortete: Aber so ist es doch“, erinnert sich die Malerin. Über eine andere Kritik kann sie heute lachen: „Ich besuchte einen Kollegen, der als Melker arbeitete, und traf ihn in der Mittagspause an – schlafend.“ So malte sie den Mann – mit einer Katze auf dem Bauch. Das Bild fiel durch. Begründung: „Ein sozialistischer Bauer schläft nicht.“

Im DDR-Alltag waren solche Erlebnisse nicht lustig. In einer Heimat, die von Gittern, Kontrollen und Einschränkungen bestimmt war, wurde die Haut der Kowalskis mit den Jahren dünner. „Als sie uns den Zaun vor die Nase setzten, hatten wir keine Hoffnung mehr. Dann kam Gorbatschow und es war wieder Hoffnung da“, sagt die Künstlerin. Hoffnung, die sich erfüllte.

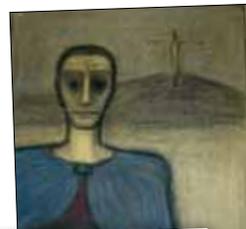
Heute arbeitet Silke Kowalski als freischaffende Künstlerin in Strachau, mitten in Deutschland. Ihre Bilder, die seit dem Mauerfall heller und farbiger

Als mein Blick sich ständig am Grenzzaun stieß, habe ich ihn mehr und mehr ins Grenzenlose geschickt. Das war der Himmel bei Tag und bei Nacht, das war die menschliche Seele mit allem Elend und in aller Größe. Dieses Entgrenzen der Wahrnehmungen habe ich auf meine künstlerische Arbeit übertragen. Es begann für mich die Ankunft im Unbekannten, in der vierten Dimension. Und die versuche ich nun sichtbar zu machen, dort immer tiefer einzudringen. Doch wie ein Kind stehe ich wieder am Anfang und ich stoße mich an unsichtbaren, aber allgegenwärtigen Grenzen. Also schaffe ich Freiräume, so weit und so gut ich es vermag.

Silke Kowalski



Das Gitter verschwindet: Der Zaun auf dem Deich in Strachau wird 1990 abgebaut. Silke Kowalskis Tochter ist dabei. Foto: privat



geworden sind, strahlen Lebenslust, Aufbruchstimmung und Einfühlungsvermögen aus. Im 20. Jahr der Grenzöffnung zeigte die Künstlerin auf beiden Seiten der Elbe Ausstellungen ihrer Werke. Denn das Lebensgefühl der Menschen hinter dem Zaun und ihren Ausbruch aus der Enge hat sie darin sichtbar gemacht.

Flüstern und Schreien

Filmemacher Dieter Schumann zog 1989 mit einem Punkfilm durch die DDR



Der an der Elde groß gewordene Dieter Schumann drehte 1988 einen Film über die DDR-Jugend – eine Million Zuschauer zog es ins Kino. Foto: PROGRESS Film-Verleih

Der gebürtige Ludwigsuster Dieter Schumann drehte kurz vor der Wende einen Dokumentarfilm über die Punkszene in der DDR. Sein Film „Flüstern und Schreien“ erlangte Kultstatus und trieb eine Million Zuschauer in die Kinos. Schumann bekam nach der Wende eine Einladung in die USA und wurde, weil er die jugendliche Revolte in den letzten Jahren der DDR so treffend dargestellt hatte, zum Ehrenbürger von New Orleans ernannt. Doch wie hat er das Jahr 1989 erlebt?

Im Jahr 1989 zog Dieter Schumann mit dem Film „Flüstern und Schreien“ durch die Republik. Auf der Tournee führte er haufenweise Gespräche und Diskussionen mit Jugendlichen, die auf Punkmusik standen. Punk war Ausdruck des Lebensgefühls einer Generation, die sich zunehmend von FDJ-Liedern, offiziellen Feiern und blauen Blusen abwendete. Auch in seinem Film kommt nicht die Vorzeigjugend zu Wort, sondern die desillusionierte Jugend. Zur aufbegehrenden Musikszene der DDR gehörten Bands wie Herbst in Peking oder Feeling B., die erste Punkband im Osten. (Mitglieder von Feeling B gründeten später die Band Rammstein.) Auf seiner Tour durch die DDR merkte Dieter Schumann schnell, dass unter den jungen Leuten ein großes Bedürfnis herrschte, offen zu reden. „Die meisten bedrückte das Gefühl, in diesem System nicht über sich und die eigene Situation sprechen zu können. Und bei den Erwachsenen herrschte diese verstaubte Zufriedenheit. Alle haben sich die Taschen vollgehauen. Natürlich war auch die Reisefreiheit ein großer Sehnsuchtsfaktor.“ Die, die Dieter Schumann traf, hätten die Nase voll gehabt. „Sie scherten sich nicht mehr um Stasispitzel, hatten



Vor Punks fürchtete sich die DDR-Regierung. Diese Jugendlichen hatten keinen Respekt mehr vor der Stasi. Sie waren frech und leisteten fröhlichen Widerstand. Foto: DEFA-Stiftung, Tina Bara

keinen großen Respekt mehr. Da sie keine Karriere machen wollten, haben sie sich keinen Kopf gemacht und fröhlichen Widerstand geleistet. Sie waren frech.“

Dass Dieter Schumann den Protestfilm drehen durfte, grenzt ohnehin an ein Wunder. Nach reichlich Theater mit Verantwortungs- und Bedenkenträgern tat sich im Glasnost-Fieber die Chance auf. Ein von Gorbatschows Perestroika infizierter Verantwortlicher gab das OK. Ein Jahr lang drehte Schumann in Jugendclubs und an abgelegenen Orten. Ende 1988 kam der Film raus. „In Berlin ging man noch recht locker damit um“, so Dieter Schumann. „Doch der Rest der Republik war noch recht verschlafen. In Frankfurt/Oder wurde der Film verboten. Zu anderen Vorführungen durften die Jugendlichen nur mit Lehrern hingehen.“ Heute fragt sich Dieter Schumann, ob die DDR wohl eine Chance gehabt hätte, wenn man ehrlicher miteinander umgegangen wäre. Trotz seines Erfolges als Filmemacher verlor er seine Heimat nie aus den Augen. Seine Jugend bei den Großeltern in Güritz an der Elde hat ihn stark geprägt. Die Natur und die einfachen,



Mit seinem Punkfilm „Flüstern und Schreien“ zog Dieter Schumann im Wendejahr 1989 durch die DDR. Dabei erfuhr er, was der Jugend auf dem Herzen lag. Foto: DEFA-Stiftung, Tina Bara

bodenständigen Menschen faszinieren ihn mit ihrer Ruhe und Schwerkraft nach wie vor. Für seine Porträtreihe „Mecklenburger Profile“, in denen er Menschen aus der Region auf die Leinwand bringt, mit denen sich die Zuschauer identifizieren können, bekam er 2008 den Ludwig-Reinhard-Kulturpreis des Landkreises Ludwigslust. „Die Menschen reagieren in den Medien leider eher auf oberflächliche Dinge wie Terror, Sex und Humor“, so Dieter Schumann. „Ich befasse mich mit leisen, aber tieferen Themen. Mit wertvollen Menschen, die so einfache lebensnotwendige Dinge tun. Ich möchte auf der Leinwand zeigen, auf was es ankommt. Ich suche nach den wirklichen Werten im menschlichen Zusammenleben.“

„Wir sind das Volk“

Was passierte zur Wende in und um Ludwigslust und Hagenow?



Noch ahnen die meisten der etwa zehntausend Demonstranten, die am 9. November 1989 durch Hagenow ziehen, nicht, dass wenig später Politbüromitglied Günter Schabowski auf einer internationalen Pressekonferenz die Reisefreiheit verkündet.
Foto: Sammlung Fiek'n hätt schräb'n ut Hagenow, Kuno Karls.

12. Oktober 1989

In der Stiftskirche in Ludwigslust findet ein Gesprächsabend statt, zu dem unter anderem Mitarbeiter des Stifts Bethlehem eingeladen haben.

12. Oktober 1989

In Hagenow finden sich 500 Menschen spontan zu einem Gesprächsabend in der Kirche zusammen.

13. Oktober 1989

Zwei Stiftsmitarbeiter beantragen die Zulassung des Neuen Forums beim Rat des Kreises Ludwigslust. Der Antrag wird abgelehnt.

19. Oktober 1989

Der Vorsitzende des Rates des Kreises warnt in einem Gespräch mit dem damaligen Stiftspropst Gustav Günther vor „demonstrativen Handlungen“, zu denen auch ein Schweigemarsch mit Kerzen gezählt würde. Am gleichen Abend versammeln sich in der Stiftskirche 600 bis 700 Menschen. Weitere 400 treffen sich im Speisesaal des Stifts, weil die Kirche völlig überfüllt ist. Ein gemeinsames Ausweichen auf die größere Stadtkirche ist ebenfalls als „Demonstration“ untersagt worden. Die Sicherheitskräfte in Ludwigslust sind in Alarm versetzt, um eine Kundgebung zu verhindern. Auf dem Gelände des Baumaschinenwerks wartet einsatzbereit eine Hundertschaft der Kampfgruppen.

23. Oktober 1989

Das Neue Forum hat in Schwerin zur ersten Montagsdemo aufgerufen. Tausende Menschen, auch aus den umliegenden Kreisen, folgen dem Aufruf.

26. Oktober 1989

Je etwa 1000 Menschen versammeln sich in der Hagenower Kirche, der Wittenburger und Boizenburger Kirche zu einem Dialog. In der Ludwigsluster Stadtkirche kommen ebenfalls Tausende Menschen zusammen.

27. Oktober 1989

In der Stadtkirche in Grabow versammeln sich circa 350 Menschen zu einem Gesprächs- und Gemeindeabend.

4. November 1989

Friedensgebet in der Ludwigsluster Stadtkirche. Anschließend versammeln sich rund 7000 Menschen auf dem Schlossplatz zur ersten Demonstration in Ludwigslust.

9. November 1989

In Hagenow findet eine gewaltige Demonstration mit Kranzniederlegung in der Hagenower Hagenstraße 48, am Grundstück der ehemaligen Synagoge, mit schätzungsweise 10 000 Teilnehmern statt.

9. November 1989

In den Stadtkirchen in Grabow und Ludwigslust finden Friedensgebete statt.

12. November 1989

Der Grenzübergang Roggendorf-Mustin wird um 13 Uhr geöffnet.

18. November 1989

Zwischen Zarrentin und Marienstadt wird die Grenze an der Ratzeburger Straße um 16 Uhr geöffnet.

Die SED-Bezirksleitung organisiert eine Gegenkundgebung zur gleichen Zeit. 4000 Genossen werden mit Bussen auf den Alten Garten nach Schwerin gebracht, um sich Reden von SED-Bezirkschef Heinz Ziegner und anderen anzuhören. Beide Demonstrationen treffen auf dem Alten Garten aufeinander. Der Zug des Neuen Forums zieht später in Richtung Werderstraße und um den Pfaffenteich.

19. November 1989

Nach über 30 Jahren wird eine erste Elbfährlinie von Hitzacker nach Herrenhof wieder eröffnet.

20. November 1989

Zehntausende demonstrieren in Schwerin.

25. November 1989

Eröffnung eine Fährlinie zwischen Darchau und Neu Darchau

30. November 1989

In Boizenburg demonstrieren tausende Menschen.

3. Dezember 1989

Von Grabow über Ludwigslust bis Neustadt-Glewe bildet sich eine Menschenkette unter dem Motto „Ein Licht für unser Land“. Überall in der DDR geben an diesem Tag Menschen bei der Aktion ihrer Hoffnung auf demokratische Erneuerung Ausdruck.

5. Dezember 1989

In Hagenow verschaffen sich Arbeiter und Angestellte des VEB Meliorationsbau Zutritt zum Staatssicherheitsgebäude in der Schweriner Straße.



Pioniere der Grenztruppen der DDR begannen in Horst im Januar 1990 mit dem Abbau von Grenzsicherungsanlagen zwischen der DDR und der BRD.

Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1990-0103-018,
Foto: Ralf Pätzold, Lizenz CC-BY-SA

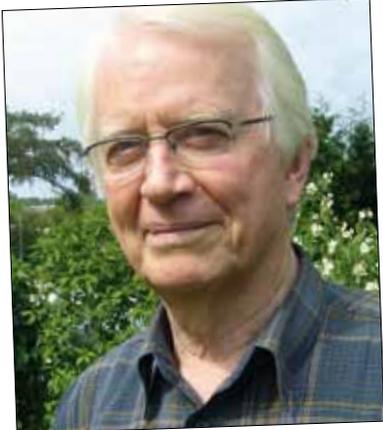


Am 12. November 1989 passierten Tausende DDR-Bürger mit ihrem Auto den Grenzübergang Zarrentin. Trotz zügiger Abfertigung kam es zu langen Staus.

Foto: Bundesarchiv, Bild 183-1989-1112-009,
Foto: Ralf Pätzold, Lizenz CC-BY-SA 3.

Warnung vom Rat des Kreises

Das Stift Bethlehem in Ludwigslust spielte zur Wendezeit eine wichtige Rolle



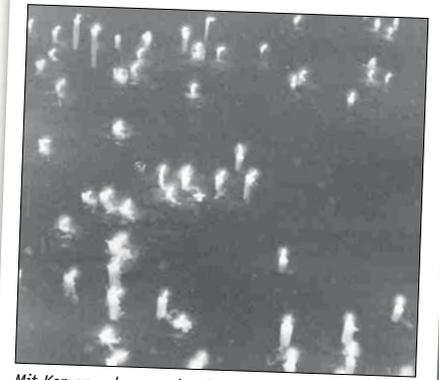
Als Stiftpropst gestaltete Pastor Günther die Wende in Ludwigslust mit.

Mit wehenden Wimpeln, strammen Militärparaden und flotter Blasmusik wollte die DDR-Führung den 40. Jahrestag der DDR am 7. Oktober 1989 feiern. Auch in Ludwigslust. Doch nicht allen war nach Feiern zumute. „Wir haben gedacht, das können wir jetzt nicht so einfach“, erinnert sich Pastor Gustav Adolph Günther, der von 1981 bis 1998 Propst im Stift Bethlehem war. „Die Jahre vorher mussten wir das über uns ergehen lassen. Doch diesmal hätten wir am liebsten gerufen ‚Hallo, was läuft da?‘ Die im Frühjahr bekannt gewordene Wahlfälschung, die Festnahmen von Frauen und Kindern vor der amerikanischen Botschaft und viele Dinge mehr beschäftigten uns.“ Und so wird auf einer Betriebsversammlung im Stift Bethlehem für den 7. Oktober ein Buß- und Fürbittgottesdienst im Stift angekündigt. Die Resonanz unter den circa 500 Mitarbeitern ist groß. Immerhin 90 von ihnen besuchen die Veranstaltung. Doch die Initiative, die vom Stift ausgeht, reicht noch weiter. Zwei junge Leute aus der Krankenpflege kehren am 2. Oktober von einer Veranstaltung in der Schweriner St. Paulskirche zurück. Sie suchen Kontakt zur Umweltgruppe des Ludwigslusters Hans-Jürgen Zimmermann. Am 12. Oktober soll in der Wohnung des Stift-Pflegers Christian Ewert ein Gesprächsabend stattfinden, um dem Neuen Forum in Ludwigslust auf die Beine zu helfen. „Weil die Wohnung aus allen Nähten platzte, wechselten wir zur Stiftskirche“, erinnert sich Pastor Günther, der fortan donnerstags zu Friedensandachten und Friedensgebeten einlud. Auf die Frage nach Gesprächsmöglichkeiten, reagierte er anfangs mit Zögern.

Er überlegt: Will die Gruppe kirchliche oder öffentliche Räume? Was bedeutet es für die Arbeit des Stiftes, wenn diese Gespräche hier stattfinden? Doch mit der Einladung zum Friedensgebet am 19. Oktober in die Stiftskirche ist seine Entscheidung gefallen. Derweil beantragen zwei Mitarbeiter des Stifts am 13. Oktober beim Rat des Kreises die Zulassung der politischen Bürgerinitiative Neues Forum. Vier Tage später wird der Antrag abgelehnt. Einen Tag vor dem Friedensgebet am 19. Oktober in der Stiftskirche wird Propst Günther dringend zu einem Gespräch mit dem Vorsitzenden des Rates des Kreises Draheim und dessen 1. Stellvertreter Busse gebeten. „Die beiden warnen mich vor demonstrativen Handlungen, wie etwa einem Schweigemarsch mit Kerzen oder dem Gang zur Stadtkirche von der Stiftskirche aus, falls zu wenig Raum sei“, so Pastor Günther. Sie wüssten von anderen Orten, dass Veranstaltungen gegen den Staat missbraucht würden. Das Stift sei zudem eine Keimzelle des Neuen Forums geworden. Vernünftig reden konnte der Pastor mit ihnen nicht. Sie sahen in den Wünschen der Bürger nur den Versuch des Kapitalismus, den Sozialismus zu zerstören. Als sich einen Tag später mehr als 800 Menschen in der Stiftskirche versammelten, stand im Baumaschinenwerk Ludwigslust eine Hundertschaft Kampfgruppen bereit zum Einsatz. Obwohl an diesem Abend in der Kirche bei vielen die Emotionen herausbrachen, nahmen sich die Teilnehmer den Rat der Pastoren zu Herzen und traten friedlich und in kleinen Gruppen den Nachhauseweg an.

Kirche und DDR

1950 gehörten etwa 85 % der DDR-Bürger einer evangelischen und etwa 10 % der katholischen Kirche an. Bis 1989 ging der Anteil der Kirchenmitglieder an der Gesamtbevölkerung deutlich zurück. Nur noch 25 % der Bevölkerung waren Protestanten und 5 % Katholiken. Der Anteil der Konfessionslosen an der Gesamtbevölkerung stieg von etwa 6 % auf etwa 70 % 1989. Religionsfreiheit war in der DDR in der Verfassung festgeschrieben und wurde formal auch gewährt. Dennoch versuchte die DDR den Einfluss der Kirchen zurückzudrängen und vor allem junge Menschen der Kirche zu entziehen. Ihre schärfste Form hatte die antikirchliche Politik der DDR Anfang der 1950er-Jahre. Sie gipfelte 1953 in der Kriminalisierung der „Jungen Gemeinden“. Für bekennende Christen blieb die Möglichkeit zu studieren bis zur Wende erschwert.



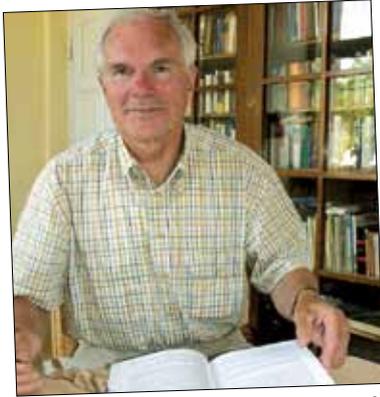
Mit Kerzen gelang es den Bürgern der DDR, einen schwer bewaffneten Sicherheitsapparat zu stürzen.
Foto: Hans-Joachim Marschall



Unvergessen wird vielen der 4. November bleiben: 7000 Menschen gingen in Ludwigslust für Freiheit auf die Straße.
Foto: Hans-Joachim Marschall

Ein Bündnis entsteht

Hans-Jürgen Zimmermann gehörte zu den Köpfen der demokratischen Bewegung in Ludwigslust



Hans-Jürgen Zimmermann gehörte im Herbst 1989 zu den Menschen, die in Ludwigslust ein Bündnis aus verschiedenen gesellschaftlichen Kräften formten.

Als Hans-Jürgen Zimmermann das erste Mal seine Stasi-Akte in den Händen hält, findet er darin den „operativen Vorgang Nitrit“. Hintergrund dieses Eintrags: Zimmermann hatte als Experte bei der Untersuchung von Rinderfutter teils hohe Nitrat- und Nitritgehalte festgestellt. Ein Grund dafür war der übermäßige Gebrauch von Stickstoffdünger in der Landwirtschaft, denn die Erträge sollten ständig gesteigert werden. Da dies auch für Kleingärtner galt, die im Nebenerwerb Erzeugnisse für die menschliche Ernährung produzierten, schickte Zimmermann Gemüse ins Labor. Das Resultat: Ein Nitratwert, der um das Sechsfache über dem erlaubten lag. „Ich habe also im Interesse der Verbrauchersicherheit darauf hingewiesen, dass hier scheinbar nicht ausreichend kontrolliert wurde“, sagt Zimmermann. „Das war für die Stasi schon ein staatsgefährdender Akt.“

Der Ludwigsluster nennt dieses Beispiel, um zu zeigen, wie er als Leiter einer Umweltgruppe den DDR-Mächtigen ein Dorn im Auge war. Dazu kam sein Engagement im Ausschuss „Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung“ des Kirchentags. Die Stasi verfolgte alle diese Aktivitäten. Gleichzeitig brachte sein Engagement Zimmermann aber auch mit Menschen zusammen, die wie er der Meinung waren: Es muss sich etwas ändern. Dazu gehörten zum Beispiel Mitarbeiter des Ludwigsluster Stifts Bethlehem. Am 19. Oktober 1989 lud die Gruppe zu einem Friedensgebet in die Stiftskirche ein. „In der Kirche und im angrenzenden Speisesaal standen die Menschen dicht gedrängt“, erinnert sich Hans-Jürgen Zimmermann. Er selbst wurde zum Gesprächsleiter bestimmt und stand plötzlich als Person im Mittelpunkt der entstehenden Bewegung. Der Gesprächsbedarf war enorm: Die Gängelung durch den Partei- und Staatsapparat. Die Eingriffe und die Politisierung bei der Erziehung der Kinder. Die wirtschaftliche Situation, der Verfall der Innenstädte. Das Verbot, Verwandte im Westen Deutschlands zu besuchen. Die Kontrolle der Pakete.

All diese Dinge kamen zur Sprache. Das Gleiche galt für die Ereignisse in Leipzig und Berlin. So wie dort waren auch die Funktionäre im Kreis Ludwigslust verunsichert.

Am 19. Oktober wartete eine Hundertschaft der Kampfgruppen einsatzbereit auf dem Gelände des Baumaschinenwerks. „Deshalb haben wir alle eindringlich gebeten, nichts Provokierendes zu tun und nur in kleinen Gruppen die Kirche zu verlassen“, sagt Zimmermann. Eine weitere Herausforderung als Gesprächsleiter erlebte der Ludwigsluster auf einer Veranstaltung, zu der die Gruppe den Vorsitzenden des Rates des Kreises und den Bürgermeister eingeladen hatte: „Einige sind den Funktionären gegenüber aggressiv geworden. Aber mein Gedanke war, wenn wir sie einladen, müssen wir sie auch zu Wort kommen lassen. Das war einer meiner schwierigsten Momente in diesem Herbst.“

Als die Mauer fällt, differenzieren sich die Ziele der Bewegung. Einige hören auf, weil ihr Ziel erreicht ist. Andere fordern die schnelle Wiedervereinigung. Hans-Jürgen Zimmermann gehört zu denen, die später als Idealisten bezeichnet werden. „Meine Hoffnung war, die DDR zu einem demokratischen Staat zu entwickeln und über eine Konföderation zur Vereinigung zu kommen“, sagt er. Diese Hoffnung erfüllt sich nicht. Die Einheit kommt schneller als viele glauben und auf einem anderen Weg.

1990 wird Zimmermann zum Bürgermeister von Ludwigslust gewählt. Er ist einer von zwei hauptamtlichen Verwaltungschefs im Land, die seit dem Zusammenschluss der Bürgerbewegung den Grünen angehören. Heute ist er stolz, dass unter seiner Leitung das wertvolle Flächendenkmal Ludwigslust erhalten werden konnte, Kitas und Schulen saniert wurden, eine breite Vielfalt im Bereich Erziehung entstand. Bis 2008 bleibt der heute 66-Jährige Bürgermeister von Ludwigslust. „Das Wertvollste an der Demokratie ist die Freiheit, selbst Verantwortung zu übernehmen“, sagt er. „Wenn Freiheit nicht genutzt wird, hat sie keinen Wert.“



Am 4. November 1989 demonstrierten rund 7000 Menschen im Anschluss an ein Friedensgebet auf dem Schlossplatz in Ludwigslust. Foto: Hans-Joachim Marschall

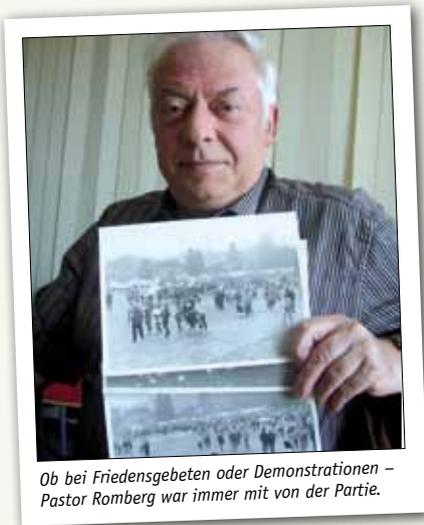


In der Stadtkirche Ludwigslust findet am 26. Oktober ein Friedensgebet mit anschließender offener Diskussionsrunde statt. Der große Kirchenraum ist voller Menschen. Foto: Volker Jennerjahn



Unzählige Akten wurden vernichtet

Der Ludwigsluster Pastor Wilfried Romberg war bei der Besetzung von Stasi-Objekten dabei



Ob bei Friedensgebeten oder Demonstrationen – Pastor Romberg war immer mit von der Partie.

Pastor Wilfried Romberg gehört zu jenen Mecklenburgern, die die Wende in ihrer Region mitgetragen haben. Schon vor 1989 regte er in der Ev. Stadtkirchengemeinde Ludwigslust die Menschen dazu an, über Glaubens- und Lebensfragen nachzudenken. Im Wendeherbst schließt er sich der Bürgerbewegung Neues Forum an. Es gibt viel zu tun. Innerhalb des Neuen Forums bilden sich einzelne Arbeitsgruppen (AG), die sich auf Themen wie Umwelt, Arbeit, Soziales u.a.m. konzentrieren. Am 5. Dezember wird in Ludwigslust die AG „Korruption und Amtsmissbrauch“ gegründet, die zur Auflösung des Staatssicherheitsdienstes antritt. In den darauf folgenden Wochen besetzen Pastor Romberg und andere Bürgerrechtler zahlreiche Stasi-Objekte. Wo sich die geheimen Orte befinden, bekommen sie aus der Bevölkerung zugetragen. „Einer der dicksten Brocken war das Stasiobjekt ‚Waldhaus‘ an der Lenzener Chaussee, das von der AG am 6. Dezember geöffnet und der Stadt Grabow übergeben wurde“, erinnert sich Pastor Romberg. „Wie bei allen weiteren Besetzungen war auch hier ein Vertreter der Polizei als Absicherung dabei. Im Waldhaus gab es allerhand zu gucken, es war voll gestopft mit Elektronik. Zu DDR-Zeit besaßen die wenigsten Bürger ein Telefon, die Wartezeit betrug zehn Jahre. Aber mit der Telefonanlage des MfS

hätte man ganz Ludwigslust versorgen können.“ Das Waldhaus diente als Stützpunkt für Streifenwagen und bot Spionen die Möglichkeit zu übernachten. Noch in derselben Nacht besetzen die Bürgerrechtler das Stasiobjekt „Bahnhof“ an der Eisenbahnstrecke Ludwigslust-Grabow. Doch sie kommen zu spät, einige Regale sind längst leer geräumt. Am nächsten Tag wird das Gebäude der Stasi in Ludwigslust von den Bürgern und der Polizei besetzt. In den folgenden Stunden werden 125 Säcke mit Akten aus der Kreisdienststelle des Ministeriums nach Rampe eingelagert. Alle Waffen wurden eingezogen und gingen ebenfalls nach Rampe. „Das war ein Fehler, wie wir später feststellten“, so Pastor Romberg. „Leider waren die in Schwerin noch nicht so weit und die Stasi noch aktiv. Und so wurden dort noch viele Akten vernichtet.“ Später wurde den Bürgerrechtlern klar, warum die Polizei damals so großzügig und reibungslos Lkw vorfahren ließ. „Die haben uns damals ganz schön verkokelt“, gesteht der Ludwigsluster. „Man hat uns manchmal für ein bisschen dumm gehalten. Und wir waren ja auch unerfahren auf dem Gebiet.“

Die Runden Tische

Am 13. Dezember 1989 tagte der 1. Runde Tisch des Kreises Ludwigslust im Gemeinderaum in der Gartenstraße. Ab Januar fand er sich regelmäßig am Donnerstag unter der Moderation von Stiftspropst Günther und Pastor Romberg zusammen. In der Vorbereitung der ersten Volkskammer- und Kommunalwahlen erklären sich viele Bürger bereit mitzuarbeiten. Sie kandidieren für die Parlamente oder werden Wahlhelfer. Bis zu den Wahlen der Volkskammer (März 1990) und den Kommunalwahlen (Mai 1990) wurden die „Runden Tische“ in den verschiedenen Ebenen gebraucht, um den Übergang zu organisieren. Auch viele Mitarbeiter der Kirche und Christen stellten sich für diese Arbeit zur Verfügung und blieben auch in den ersten frei gewählten Parlamenten. Nach den Wahlen konnten sich die Mitarbeiter wieder ihrer eigentlichen Aufgabe zuwenden. Durch die gewonnene Freiheit brauchten die Gruppen und Parteien das „schützende Dach der Kirche“ nicht mehr. Sie wurden eigenständig.



Aus allen Nächten platzten die Kirchen in Ludwigslust und Hagenow in den Wendetagen, wie hier beim Friedensgebet in der Stadtkirche Ludwigslust. Foto: Hans-Joachim Marschall

Es war nicht alles schlecht

Siegrid Marlow hätte zur Wendezeit gerne einen besseren Staat aus der DDR gemacht



Die Wittenburgerin Siegrid Marlow stellte am 7. Oktober 1989 eine Kerze ins Fenster.

Ein Menschenkette zog sich am 3. Dezember 1989 vom Norden bis zum Süden durch die DDR. Auch die Wittenburger machten mit. Ihre Kette reichte vom Markt bis zum Stasigebäude in Wölzow, dann zur Mühle und zurück.

Foto: Sammlung Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow, Kuno Karls. (2)



Siegrid Marlow war eine von Millionen, die zufrieden in der DDR vor sich hinlebten, der eigentlich nichts fehlte. Einen ersten Knacks bekommt ihr Bild vom heilen Staat, als in der Sowjetunion die Tschernobyl-Katastrophe passiert. Zur Wende tritt sie in Wittenburg dem Neuen Forum bei. Siegrid Marlow hätte gerne mehr aus der Wende herausgeholt. „Der Konsumrausch“, glaubt sie, „ließ die Leute alles Wichtigste vergessen“.

Hätte die DDR-Bürger kein Westfernsehen und Westradio erreicht, wäre ihre Republik wohl noch ein paar Jahre älter geworden. Siegrid Marlow lebte weder in Dresden noch in Greifswald und damit nicht im „Tal der Ahnungslosen“ und deshalb erfuhr sie eines Tages von der Tschernobyl-Reaktorkatastrophe in der Ukraine, der damaligen Sowjetunion. „Im Westen wird den Menschen davon abgeraten, Pilze zu sammeln. Warum verharmlost die DDR diesen Vorfall?“, denkt die Wittenburgerin. „Das ist unverantwortlich auch meinen Kindern gegenüber.“ Von da an beginnt sie sich für die Umwelt zu interessieren. Auch im Betrieb spürt sie, dass etwas nicht stimmt. „Alles musste schön geredet und schön gerechnet werden“, erinnert sich die Büromitarbeiterin des Wittenburger Kreisbetriebes für Landtechnik. Um die Mitarbeiter bei Laune zu halten, wird Scheinmotivationspartys durchgeführt. Siegrid Marlow: „Es gab Prämien für Best-Arbeiter. Irgendwann kam aber jeder dran, ob er fleißig war oder nicht.“ Die junge Mutter spürt den Widerwillen und gleichsam den Widerstand in sich wachsen. Am 7. Oktober 1989, dem 40. Jahrestag der DDR, hat ihre Tochter Geburtstag. An diesem Tag fasst sie sich ein Herz und stellt eine Kerze ins Fenster – das Symbol für den Widerstand. Heute können sich jüngere Menschen kaum mehr vorstellen,

welch ein mutiger Akt das damals war. Wochen später, als die Wende übers Land rollt, sieht sie im Fernsehen eine Demonstration des Neuen Forums. In Wittenburg sucht sie Kontakt zur Bürgerinitiative und engagiert sich, obwohl sie ihrer kleinen Kinder wegen kaum Zeit hat. Sie will diese DDR weiterentwickeln. „Ich habe damals fest an die Möglichkeit geglaubt, etwas zu verändern“, sagt sie. Dass sich die meisten Menschen nur noch für Bananen, Autos und andere materielle Dinge interessieren, schockiert Siegrid Marlow. „Ich finde schade, dass nicht hinterfragt wurde, was gut war“, sagt sie heute. „Es wurde alles anders gemacht.“ Verstanden hat sie damals die Freude, reisen zu können wohin man will. Zermürbender war dagegen die Starre im Berufsleben. Die Arbeit wurde zentral vermittelt. Mal eben umziehen in eine andere Stadt und sich dort eine andere Arbeit suchen ging ohnehin nicht, weil es gar keine Wohnung gab. Das Gros der Menschen blieb über Jahrzehnte im gleichen Betrieb. Was auch Vorteile hatte. „Die Leute lebten hier ihre sozialen Kontakte aus, fühlten sich sicher und wohl“, erinnert sich Siegrid Marlow. „Die Betriebe übernahmen die Kulturarbeit. Es gab den ‚Schreibenden Arbeiter‘. Und jeder Landarbeiter besuchte auf einem Brigadeausflug mindestens einmal in seinem Leben das Theater.“ Heute bleibt vielen Menschen so ein Erlebnis für immer versagt.

Siegrid Marlow hingegen konnte mit der Wende ihren Horizont erweitern. Als in der Stadtverwaltung Wittenburg die Stelle eines Sachbearbeiters für Kultur frei wird, ergreift sie die Chance, sich zu verändern. „So etwas hätte ich vorher nie gemacht“, gesteht sie. Inzwischen arbeitet sie bei der AWO in Ludwigslust. Ist sie heute glücklich? „Ja“, antwortet sie mit fester Stimme.



Wir wollten dieses Land verändern

Zuhause bei Irene und Matthias de Boor trafen sich Hagenows erste friedliche Revolutionäre



Pastirin Irene de Boor

Pastor Matthias de Boor

Auch in Hagenow regte sich im Wendjahr 1989 friedlicher Widerstand. Keimzelle des sich überall in der Republik ausbreitenden Neuen Forums war das Wohnzimmer des Pastorenehepaars Irene und Matthias de Boor. In einem kleinen Gesprächskreis überlegten hier Menschen unterschiedlicher Generationen, was zu tun ist.

Sie wollten in der DDR bleiben. „Aber wir wollten nicht, dass das Land so bleibt, wie es ist“, erinnert sich Matthias de Boor. „Wir wollten unserem Kind, wenn es uns später fragt, was hast du getan, antworten können. Wir wollten das Land so verändern, dass Kinder hier gut aufwachsen können und sie Schule nicht so erleben wie wir es haben. Wer nicht zur Pionierveranstaltung oder Jugendweihe ging, wurde ausgegrenzt.“ Montags sahen die Pastoren auf dem Schulhof nebenan, der direkt an die Stadtkirche grenzte, einen der typischen militärischen Fahnenappelle. In der Ev.-Luth. Kirchgemeinde Hagenow gab es einen Gesprächskreis. Monatlich trafen sich etwa 20 Menschen unterschiedlichen Alters im Gemeindeforum in der Kirche, um offen und frei über aktuelle Themen zu sprechen. Anfang September 1989 fragten einige nach dem Aufruf der Bürgerbewegung Neues Forum. „Gucken Sie doch mal, was in Schwerin los ist“, wenden sich die Frauen und Männer an Matthias de Boor, der sich gerade am Predigerseminar in Schwerin aufhielt. Und es wurde verabredet, sich in zwei Wochen wieder zu treffen, dann aber im Wohnzimmer der Familie de Boor im 2. Stockwerk der umgebauten Hagenower Stadtkirche.

Hier beschließt am 29. September der kleine Kreis, sich für die Zulassung des Neuen Forums einzusetzen. „Am nächsten Tag wollten wir per Post einen Einschreibebrief mit Rückschein an den Staatsratsvorsitzenden der DDR schicken und um Zulassung des Neuen Forums bitten“, so Matthias de Boor. „Das haben dann viele von uns gemacht und die, die abends hin sind, bekamen sogar keine Rückscheine mehr.“

Für das nächste Treffen wird das Wohnzimmer der de Boors zu eng. Der Kirchgemeinderat stimmte zu, dass die Kirche für Information und Gespräch genutzt werden kann. Und so findet am 12. Oktober erstmals ein offenes Gespräch in der Kirche statt, zu dem etwa 500 Leute aus Hagenow und Umgebung kommen. „Wir hatten als Veranstalter große Angst, dass etwas zerstört werden würde“, so Matthias de Boor. „Ich hatte erlebt, wie in der Schweriner Paulskirche während der Diskussion ein Mikrofonkabel durchgeschnitten wurde.“ Doch es lief alles gut. Jeder, der wollte, konnte sagen, was ihm auf dem Herzen lag. Ein Bäckergeselle aus Wittenburg hatte die Idee, dass jeder seinen Namen, Beruf und Wohnort nennen sollte. „Das war eine gute Idee“, so Pastor de Boor. „Denn es meldete sich ein Historiker aus Schwerin

zu Wort, einer von der Parteischule, der einfach nicht aufgehört hat zu reden. Wir haben ihm dann das Mikrofon mit sanfter Gewalt aus der Hand genommen.“

Am 9. November kam es dann in Hagenow zur großen Demonstration, an der tausende Menschen teilnahmen. Ähnlich wie vorab in Schwerin geschehen, hatte auch hier die SED an die 100 Menschen mobilisiert, die sich zur Gegendemo vorm Kulturhaus versammelten. Matthias de Boor: „Alles endete damit, dass wir gemeinsam im Gesang vereint ‚We shall overcome‘ anstimmten und nach Hause gingen. Dort erfuhren wir noch am selben Abend, dass die Grenze geöffnet ist.“



Endlos schien der Zug der fast 10.000 Demonstranten, der sich am 9. November durch Hagenow zog.

Foto: Sammlung Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow, Kuno Karls



In der Kirche in Hagenow fanden sich am 9. November um 19 Uhr die Menschen ein, um am Friedensgebet, dem Schweigemarsch durch die Stadt und am Dialog auf dem Lindenplatz teilzunehmen.

Foto: Sammlung Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow, Kuno Karls



Der ehemalige Vorsitzende des Rates des Kreises Hagenow, Horst Wegner (li.), und Pastor Matthias de Boor vom Neuen Forum im Gespräch auf dem Lindenplatz. Die Volkskammerwahl steht bevor.

Foto: Sammlung Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow, Kuno Karls

Demokratie wagen

Christa Schenk gründete mit Mitstreitern den Ortsverband der Grünen in Neustadt-Glewe



Christa Schenk gründete mit Mitstreitern den Ortsverband der Grünen in Neustadt-Glewe.

Noch heute laufen Christa Schenk die Tränen, wenn sie an den Mauerfall vor 20 Jahren denkt. „Diese Zeit war die aufregendste in meinem Leben“, sagt die Neustädterin. Sie feierte im November 1989 ihren Geburtstag, als Gäste kamen und fragten: Warum seid ihr denn noch gar nicht im Westen? Die Grenzen sind auf! „Wir sind dann mit vier Autos und einer Gitarre losgefahren zum Grenzübergang Lauenburg. Die Menschen dort hatten Tische auf die Wiesen gestellt, um uns zu versorgen. So etwas erlebt man nicht wieder“, ist Christa Schenk überzeugt. Die heute 75-Jährige führte zusammen mit ihrem Mann ein Malergeschäft. Außerdem widmete sie sich ihrem Hobby, der Malerei. Zusammenstöße mit dem Staat gab es im DDR-Alltag viele. Eine der beiden Töchter hatte einen Mann aus Westdeutschland kennen gelernt und plante die Ausreise, um zu heiraten. „Wir wurden aufgefordert, uns regelrecht von unserer Tochter loszusagen. Als wir sie zum Zug brachten, mit dem sie in den Westen fahren sollte, wussten wir nicht, wann wir sie wiedersehen würden“, sagt die Mutter. Nach der Wende, erinnert sich Christa Schenk, wurde sie von einem jungen Mann gefragt, was sie als Ostdeutsche denn konkret gegen das DDR-System unternommen habe. „Ich habe ihm gesagt, dass meine Kinder weder bei den Pionieren noch in der FDJ waren. Das hat ihm imponiert“, erzählt die 75-Jährige, die sich trotz daraus resultierender Schwierigkeiten zu ihrem katholischen Glauben bekannte. Sie weiß, dass viele Menschen aus Angst die direkte Auseinandersetzung mit dem System scheuten. „Wir hatten das Lederwerk in Neustadt-Glewe, das hat soviel Gift ausgespuckt, dass ich

manchmal nachts im Bett gesessen und Blut gehustet habe“, sagt Christa Schenk. Sie rief zu einer Unterschriftensammlung auf, aber kein Anwohner unterschrieb. „Dabei hatten so viele Kinder Pseudokrapp. Aber es haben eben viele Leute im Lederwerk gearbeitet“, sagt die Neustädterin. Als in Schwerin die Demonstrationen begannen, fuhr auch Christa Schenk in die damalige Bezirksstadt. „Ich habe ein Bettlaken genommen und darauf geschrieben: Das Fest der Faulen ist vorbei. Damit habe ich die FDJ- und Parteisekretäre in den Betrieben gemeint, deren Verhalten mich manches Mal zermürbt hat“, erinnert sie sich. Den Demonstrationenzug rund um den Pfaffenteich und ihr Plakat stellt sie später in einem Bild dar. Dann der Mauerfall: Die Familie genießt die neue Freiheit des Reisens, das Wiedersehen mit der Tochter. Aber Christa Schenk ist auch der Meinung: Man muss für die Freiheit Verantwortung übernehmen. Ihre Erfahrungen mit der

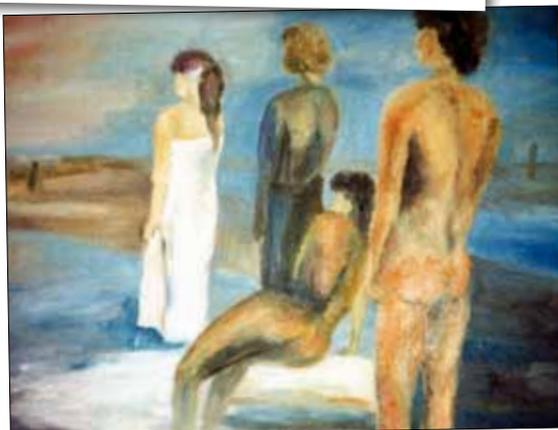
Umweltbelastung in Neustadt-Glewe und dem in der DDR heruntergespielten Reaktorunglück 1986 in Tschernobyl bewegen sie dazu, zusammen mit Gleichgesinnten eine Ortsgruppe der Grünen Partei zu gründen. Zwei Legislaturperioden ist sie danach Mitglied der Stadtvertretung. Als sich die Ortsgruppe der Grünen auflöst, tritt sie in die CDU ein. 2009 erinnert Christa Schenk mit einer Ausstellung an den Herbst 1989. Denn die Erinnerung an selbst erkämpfte Rechte und Freiheiten möchte die Künstlerin unbedingt bewahren.



Die Demonstration am 23. Oktober 1989 in Schwerin hat Christa Schenk in einem Bild festgehalten. Links im Bild ist ihr eigenes Banner zu sehen.



In diesem Bild stellt Christa Schenk den Andrang am Grenzübergang dar. Als die Mauer fällt, wollen die Menschen im Osten den anderen Teil Deutschlands mit eigenen Augen sehen.



Unter dem Titel „Fernsucht“ reichte Christa Schenk dieses Bild 1989 zur Kreisausstellung ein. Die Antwort der Kreisverwaltung: Der Titel sei unmöglich, die Dargestellten würden alle in Richtung Westen gucken. Daraufhin nannte die Künstlerin das Bild „Ein Schiff wird kommen“ - und durfte es zeigen.

Mut zur Wahrheit

Rainer Höpfner war über 20 Jahre Pastor im Amt Neuhaus und erlebte hier die Öffnung der Grenze



Rainer Höpfner hat seine Erinnerungen an die Zeit als Pastor in Stapel im Amt Neuhaus aufgeschrieben.

„Am Grunde der Moldau wandern die Steine, es liegen drei Kaiser begraben in Prag. Das Große bleibt groß nicht und klein nicht das Kleine. Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag.“ Diesen Text von Bertolt Brecht hat Rainer Höpfner zusammen mit seinen Erinnerungen an seine Zeit als Pastor im Amt Neuhaus aufgeschrieben. Es ist ein Text, den Liedermacher Wolf Biermann sang, der 1976 aus der DDR ausgebürgert wurde. Wie viele andere Menschen in der DDR erlebte Höpfner diese Ausbürgerung als großes Unrecht: „Biermanns Lieder gaben uns Mut“, erinnert er sich noch heute.

Mut brauchte Höpfner als Pastor reichlich. Die meisten der sieben Dörfer rund ums Kirchdorf Stapel befanden sich im Sperrgebiet, der Zugang war nur mit einem Passierschein möglich. Viele Einwohner waren von den Zwangsausiedlungen 1952 und 1961 verängstigt. „Diese staatliche Willkür wurde nie thematisiert“, sagt Höpfner. Er selbst erlebte 1975 die Zwangsausweisung des Bauern Justus Funck im Dorf Vockfey mit. Funck war ein angesehener Brigadier in der LPG. Seine Frau hatte sich kritisch über die Zustände im Sperrgebiet geäußert, der Sohn war 1974 aus der DDR geflohen. Das bedeutete Sippenhaft: „Die Familienmitglieder wurden wie Schwerverbrecher behandelt“, erinnert sich Höpfner. „Justus Funck wurde aus dem Haus getragen, das seiner Familie nachweislich seit mehr als 200 Jahren gehörte. Und niemand war dabei, der dieses Unrecht hätte verhindern können.“ Der Pastor fuhr nach Hagenow zum Rat des Kreises und legte Einspruch ein - ohne Erfolg. Die Lkw mit Möbeln

und Hausrat wurden beladen und die Familie ins Dorf Neu Poserin im heutigen Landkreis Parchim gebracht. 1991 beerdigte Pastor Höpfner Justus Funck auf dem Friedhof seiner Heimatgemeinde in Stapel. Diese Rückkehr hatte er sich gewünscht.

Mut. Immer wieder musste sich der Pastor vor dem Rat des Kreises rechtfertigen. Inoffizielle Mitarbeiter der Staatssicherheit, kurz IM, übermittelten alle „verdächtigen“ Aussagen aus Bibelstunden und Predigten. „Einmal hatte ich ausgehend von einem Bibeltext die vielen Kontrollen kritisiert und auch, dass die Zwangsausiedlungen nie aufgearbeitet wurden. Ich sagte, dass wieder ein Prophet aufstehen müsste, um den Menschen die Wahrheit zu sagen“, erinnert sich Höpfner. Darauf folgten unmissverständliche Drohungen: Sie würden bestimmen, wer die weiterführenden Schulen besuchen dürfe, richteten die DDR-Mächtigen dem Vater dreier Kinder aus. Auch an anderen Stellen bekam die Familie die politische Indoktrination zu spüren. „Mein Sohn hatte in sein Internatszimmer der EOS in Boizenburg ein Plakat gehängt, auf dem zu lesen war: Es gibt viele Lichter - Jesus Christus spricht: Ich bin das Licht der Welt. Das Plakat musste entfernt werden mit der Begründung, Propaganda für die Kirche habe in einem sozialistischen Internat nichts zu suchen“, erzählt Höpfner.

Er erlebte bei anderen Gelegenheiten, wie das System junge Menschen zu zerstören drohte. Eine Gruppe von bis zu 25 Jugendlichen, die sich der DDR-Gesellschaft verweigerten, traf sich regelmäßig im Pfarrhaus. „Da hatte ich dann die Polizei nicht nur vor, sondern auch im Haus“, sagt der Pastor. Er nennt es „Vergewaltigung von Sinnen, Seelen und Herzen“, was Heranwachsenden in der DDR geschah. Den Herbst 1989 erlebte Höpfner als aufregende Zeit. Am 26. Oktober nahm er mit tausend weiteren Menschen an einer Versammlung des Neuen Forums in der Boizenburger Stadtkirche teil. Am 31. Oktober luden der Pastor und sein Vikar Andreas Kunert in die Kirche nach Stapel

ein. Das Thema: „Reformation – nur für die Kirche?“ Das Gotteshaus war besser besucht als am Heiligabend. Zu den bewegenden Momenten gehörte es, als ein Bauer aufstand und unter Tränen sagte: „Ich bin 60 Jahre alt und es ist die erste freie Diskussion, die ich miterlebe.“ Am 9. November fuhr Höpfner und seine Frau zu einem Schweigemarsch nach Hagenow. Als sie nach Hause kamen, fanden sie einen Zettel ihres zwölfjährigen Sohnes. Darauf nur ein Satz: „Die Mauer ist auf“.

Pastor Rainer Höpfner ist inzwischen im Ruhestand und lebt in Lübeck.



Justus Funck, 1975 aus dem Amt Neuhaus zwangsausgesiedelt, wurde 1991 auf dem Friedhof seiner Heimat beigesetzt.



25. November 1989 in Darchau, Amt Neuhaus: Menschen warten auf die Fähre, Grenzer sorgen dafür, dass alle der Reihe nach den Steg betreten. Gleich zu Beginn war eine Brücke wegen Überlastung zerbrochen.

Foto: Sammlung Fiek'n hätt schräb'n ut Hagenow, Kuno Karls

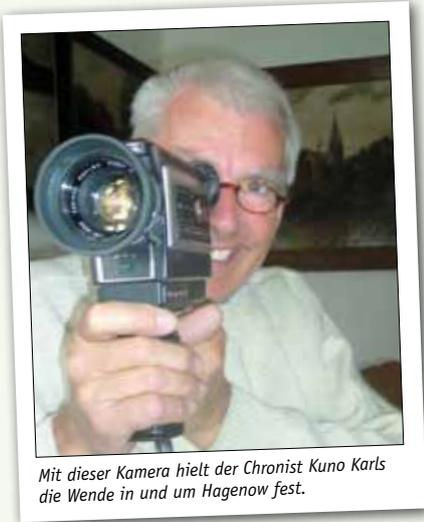


Gespannte Erwartung: Die Fähre zwischen Darchau und Neu Darchau ist voll. Ostern 1990 wird die Personenfähre durch eine Lastenfähre ersetzt, mit der auch Autos transportiert werden können.

Foto: Sammlung Fiek'n hätt schräb'n ut Hagenow, Kuno Karls

Weint nicht um die DDR!

Kuno Karls interviewte zur Wende hunderte Menschen in und um Hagenow



Mit dieser Kamera hielt der Chronist Kuno Karls die Wende in und um Hagenow fest.

Wenn der Hagenower Kuno Karls das aufkeimende Nostalgie-Getue um die DDR beobachtet, dreht sich ihm der Magen um: „Die DDR wäre früher oder später total untergegangen. Nichts war mehr, was Bestand hatte.“ Wie es damals aussah, haben ihm Menschen aus der Region Hagenow erzählt. Damals im Wendejahr 1989. Und Kuno Karls hat jedes Wort tafrisch festgehalten.

„Sicher“, räumt Kuno Karls ein, „die Krippen und Kindergärten waren gut – ja, aber mehr auch nicht. Neuerdings wird immer wieder das Gesundheitswesen der DDR gelobt. Doch das ist eine Irrlehre. Ich habe 1989 mit Ärzten gesprochen. Wir hatten nicht mal mehr Spritzen.“

So wie die Mediziner befragte Kuno Karls zur Wende unzählige weitere Menschen aus der Region Hagenow und stellte bald fest, dass alles am Boden lag, in allen Branchen. „Ich habe zur DDR-Zeit Pflegeheime gesehen“, so der Chronist. „Das war das Letzte. 16 Mann auf einem Zimmer. Nicht mal die Kreisstadt Hagenow hatte ein Pflegeheim!“

Wer sich heute dabei ertappt, wie er die DDR durch ein Farbraster sieht, sollte sich Kuno Karls Buch „Erinnerungen an die Wende im ehemaligen Kreis Hagenow“ (Herbst 1989 bis Herbst 1990) zur Hand nehmen. In dem 208 Seiten starken, reich bebilderten Heft 6 seiner Reihe „Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow“ berichten Menschen mit unverklärtem Blick. Heute, 20 Jahre später, sind diese Aufzeichnungen bei all den verblassten Erinnerungen historisch gesehen von unschätzbarem Wert.

Dass manche der Interviewten plattdeutsch sprechen, dürfte niemanden abschrecken. Schließlich sind die Texte leicht zu verstehen, wie selbst einige Bayern einmal Kuno Karls versicherten. Inzwischen hat der Hagenower zwölf Bände Zeitgeschichte veröffentlicht. Gut drei Autos dürfte er in sein Hobby investiert haben. Der Optiker von Hause aus begann 1969 mit losen Aufzeichnungen. Später zog er mit Tonbandgerät, Fotoapparat und Kamera durch die Lande und erweckte viel Misstrauen beim Staatsapparat. Dabei hielt sich Kuno Karls für einen unpolitischen Menschen, der nach humanistischem Grundsatz das Gute in den Menschen sieht. „Als Handwerker wollte ich für alle da sein“, so Kuno Karls. „Ich habe aber dennoch hin und wieder Missstände in der Stadt aufgezeigt und bildete mir ein, was Gutes getan zu haben. Doch diese hässliche Diktatur duldet keine noch so gut gemeinte Kritik.“ Nach der Wende erfuhr der Ortschronist, dass 16 Inoffizielle Mitarbeiter der Stasi auf ihn angesetzt waren.

Die Wende ist für Kuno Karls das größte Wunder überhaupt. „Mit Kerzen wurde eine Staatsmacht gestürzt. Ich habe nicht daran geglaubt, das noch erleben zu dürfen. Obwohl in der Nähe der Elbe geboren, durfte ich erst mit 51 Jahren an diesen Grenzfluss.“ Das emotionalste Erlebnis verbindet Kuno Karls mit seiner ersten Autofahrt in den Westen. „Ein Freund, der uns sechs Wochen vorher besuchte, hatte uns flachsensend zu seinem Geburtstag am 10. November eingeladen.“

Just am frühen Morgen, also ein paar Stunden nach Öffnung der Grenze, rief er an, wir möchten uns doch sofort auf den Weg machen.“ Zum Kaffee wollte Kuno Karls mit seiner Frau da sein. Aber erst abends um 19 Uhr erreichten sie, eingequetscht in einer riesigen Autoschlange, Lauenburg. „Tausende Leute klopfen auf unser Auto, Sekt sprühte durch die Luft“, erinnert er sich. „Alles war einfach überwältigend. Als wir bei unserem Freund zur Tür rein kamen, heulte er vor Freude wie ein kleiner Junge.“

Tipp! Kuno Karls hat drei über einstündige Filme unter den Titeln „1. Zwangsaussiedlungen 1952 und 1961. 2. Die Wende im Altkreis Hagenow und 3. Es war einmal eine Grenze...am schönen Schaalsee und an der Elbe“ zusammengeschnitten. Auf Anfrage kommt er gern zu Vorführung oder Vorträgen vorbei.

Heft 6 und weitere Ausgaben der Reihe Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow gibt es bei:
 Kuno Karls
 Lange Straße 52, 19230 Hagenow
 Tel.: 03883/625887
 Fax: 03883/625889
 Mobil: 0174/6741744
 E-Mail: kuno.karls@t-online.de



Grenzer bei der Passkontrolle: Nach über 30 Jahren wird am 19. November eine erste Elbfähre von Hitzacker nach Herrenhof wieder eröffnet.
 Foto: Sammlung Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow, Kuno Karls

Jeder hat ein anderes DDR-Bild

20 Jahre friedliche Revolution – wie denken wir heute?

20 Jahre nach der Wende ist die Unsicherheit im Umgang mit dem Thema DDR groß. „Niemand musste um seinen Job fürchten, alle hatten Arbeit“ – es sind stets die gleichen Slogans, mit denen die DDR weich gewaschen wird. Verunsicherung, das Gefühl der Zweitklassigkeit, enttäuschte Erwartungen in Bezug auf Arbeit und Einkommen lassen viele mit verklärtem Blick zurückschauen. Es ist vor allem die unvollendete soziale Einheit in Deutschland, die für Unzufriedenheit unter den Menschen in den neuen Ländern sorgt. Doch man sollte nicht vergessen: Der Zusammenbruch der SED-Diktatur im Jahre 1989 ist eine erstaunliche Geschichte. Einer friedlichen Bürgerbewegung gelang es, einen stark bewaffneten Sicherheitsapparat zu entmachten. Dabei wirkten unterschiedliche Gründe zusammen: das hilflose Agieren der SED-Führung, außenpolitischer Druck, wirtschaftliche Probleme, tiefer Unmut der Bevölkerung und wachsende Risikobereitschaft der Bürgerrechtler/Innen.

Die Unsicherheit beim Umgang mit der DDR ist aber auch darin zu sehen, dass das Volk im Wendefieber und „neuem Leben“ verpasst hat, eine gewisse Trauerarbeit zu leisten. Bis heute werden Ostdeutsche von Menschen aus den alten Bundesländern schief ange-

guckt, wenn sie über schöne Erlebnisse in der DDR schwärmen. Dabei muss sich niemand schämen. Die jetzige Nostalgiewelle zeigt, dass hier ein großes Nachholbedürfnis herrscht. Letztlich wird jeder Mensch das Bild der DDR rückblickend ein wenig anders zeichnen. Während für die einen ganz persönliche Glücksmomente in Familie und Beruf maßgeblich sind, wiegt für andere wiederum ganz persönlich erlittenes Unrecht schwerer.

„Es war meine Heimat, trotz der DDR!“, sagt denn auch der Theologe und Bürgerrechtler Friedrich Schorlemmer. Er warnt davor, „die DDR in Gänze zu dämonisieren, weil genau das die Gegenreaktion der Verklärung hervorruft. Schwarzfärben führt zum Schönfärben.“ Es habe in der DDR „wahres Leben im falschen System, aufrechtes Leben inmitten gebückter Gehorsamkeit“ gegeben. Es gab auch „große Kunst, Theater, Literatur, Malerei – und immer wieder Auf- und Ausbrüche aus der Enge.“

Schorlemmer selbst bezeichnet die DDR als „ein von der SED verordnetes Paradies mit Austrittsverbot, einen totalen Versorgungsstaat mit einer Zielutopie, für die selbst

Mittel Recht waren, die grobes Unrecht darstellten.“

Viele Ostdeutsche lehnen heute den Begriff Unrechtsstaat für die DDR ab, weil sie darin einen Angriff auf ihre persönliche Lebensleistung sehen. Doch sie sollten ihre Lebensleistung wertschätzen, ohne das Regime rückblickend zu verklären. Denn klar ist: Die DDR ist eine Diktatur gewesen. Wir Ostdeutschen sollten selbstbewusster sein, weil wir die Mauer zum Einsturz gebracht haben.

Anja Bölc



Das DDR-Regime trichterte dem eigenen Volk ein, dass böse, bewaffnete West-Menschen die friedliche DDR überfallen wollten. Und um die friedliche DDR im kalten Krieg zu schützen, gab es die Volksarmee.

Foto: Archiv Bundesstiftung Aufarbeitung, Bestand Klaus Mehner



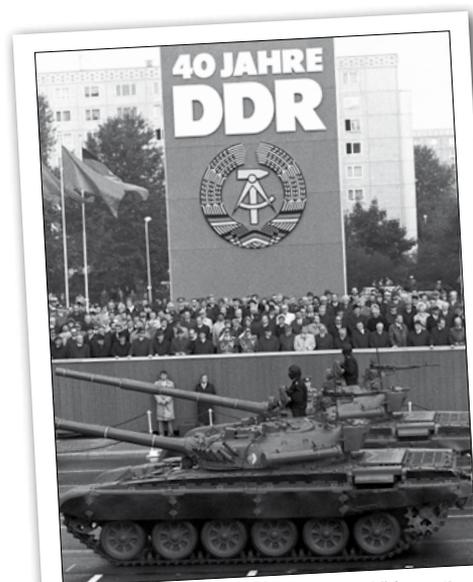
Die Montagsdemonstrationen waren ein bedeutender Bestandteil der Wende in der DDR im Herbst 1989. Es waren Massendemonstrationen, die seit dem 4. September 1989 in Leipzig stattfanden, später auch in anderen Städten wie Dresden, Halle, Rostock und Schwerin.

Foto: Archiv Bundesstiftung Aufarbeitung, Bestand Klaus Mehner



Der Wachs tropfte die Hände herunter auf die Hosen und Schuhe – doch das war ihnen egal. Im Herbst 1989 trugen die Menschen Tausende von Kerzen in ihren Händen. Auch Ludwigslust verwandelte sich am 4. November in ein Lichtermeer.

Foto: Hans-Joachim Marschall



Militärparaden und 1. Mai-Aufmärsche gehörten zum Bild der DDR. Der Tag der Arbeit wurde zum Ritual. Die halbe DDR war auf den Beinen, um an den Staatsobere vorbeizuziehen. Erich Honecker winkte gutgelaunt zurück und ließ sich von Jungen Pionieren Blumensträuße überreichen.

Foto: Archiv Bundesstiftung Aufarbeitung, Bestand Klaus Mehner

„Die DDR war ein von der SED verordnetes Paradies mit Austrittsverbot, ein totaler Versorgungsstaat mit einer Zielutopie, für die selbst Mittel Recht waren, die grobes Unrecht darstellten.“

(Theologe und Bürgerrechtler Friedrich Schorlemmer)

Beim Meister war Endstation

Christian Jessel wurde nach der Wende ein erfolgreicher Unternehmer



Für den Hagenower Christian Jessel war die Wende ein Glücksfall.

Als die Wende kam, war Christian Jessel 22 Jahre alt. Im besten Alter um durchzustarten.

Der Hagenower wagte früh den Schritt in die Selbstständigkeit. Heute sichert er mit seinem Unternehmen 31 Menschen aus der Region einen Arbeitsplatz. Christian Jessel ist sich sicher: „Zu DDR-Zeit hätte ich mich wohl, nicht selbstständig machen dürfen.“

Christian Jessel ist ein Mensch, der mit beiden Beinen auf dem Boden steht oder besser in seiner Heimat. Denn seit Kindesbeinen lebt er in Hagenow. Hier ging er zur Schule und hier machte er seine Lehre als Elektromonteur. Gerade, als er seinen Meister machen wollte, kam die Wende. Für Christian Jessel und viele andere junge Leute in seinem Alter ein Glücksfall. Denn in dem vom Fortschritt abgehängten Land wäre seine Berufslaufbahn schon bald zu Ende gewesen. „Ich glaube nicht, dass ich so einfach den Meister hätte machen können“, blickt er heute zurück. „Ich hab mich stets gewehrt, auf Parteiversammlungen eingeladen zu werden. Außerdem war ich kirchlich engagiert.“ Den jungen Jessel ärgert, dass alle nur in eine Richtung reisen dürfen. Und während seiner Ausbildung bei der Reichsbahn sieht er ständig, wie die Stasi in Züge geht. „Das fand ich bedrückend“, sagt er. Christian Jessel gehörte zu den Ersten, die sich für das Neue Forum in Hagenow engagierten. Für ihn eine aufregende Zeit. Im Sommer 1989 hilft er Flugblätter zu drucken und zu verteilen. Nach der Wende ist er zur Aufklärung der Stasimachenschaften in Bunkern unterwegs.

Beruflich orientiert er sich neu. Anfangs pendelt Christian Jessel nach Hamburg, um bei einer Elektrofirma zu arbeiten. Mit dem Meister in der Tasche macht er sich 1993 in Hagenow selbstständig. Ein Zeitpunkt, zu dem viele seiner Bekannten noch orientierungslos in unsicheren Arbeitsverhältnissen schweben. Christian Jessel arbeitet weiterhin partnerschaftlich mit seiner Hamburger Elektrofirma zusammen. Und so gelingt es ihm, Schritt für Schritt Fuß im Großraum Hamburg zu fassen. Heute erstreckt sich das Hauptaufgabengebiet der Firma Christian Jessel Elektro und Solaranlagen GmbH auf den ganzen Norden. Sie sind überall dort, wo die Sonne scheint. Schon früh haben sich die Mecklenburger auf Solaranlagen und damit eine Zukunftsbranche spezialisiert.

Auf seinem Erfolg ausruhen will sich Christian Jessel nicht. Er interessiert sich für Kommunalpolitik und versucht im Kreistag für seine Region etwas Vernünftiges auf den Weg zu bringen. Der Handwerker hält nichts davon, nur rumzujammern. „Wer selber nichts tut, sollte nicht jammern. Die, die heute jammern, sollten sich mal in die Zeit vor 1989 zurückversetzen. Wie lange hat man auf sein Auto gewartet? Wie oft im Jahr eine Banane gegessen? Und immer musste man aufpassen, wenn man sich kritisch geäußert hat. Heute kann ich sagen, was ich denke.“ Als Wirtschaftsbotschafter der Region versucht Christian Jessel, auch jungen Menschen Mut zu machen. „Die jungen Leute sollten in der Schule auf die Alten hören und mit einem vernünftigen Zeugnis in die Wirtschaft starten.“



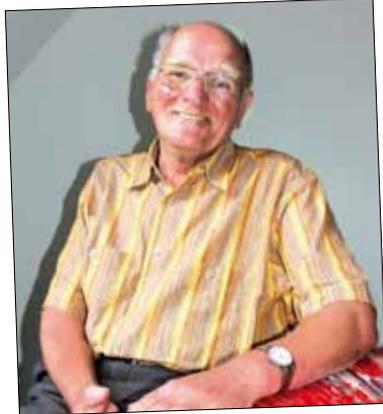
Endlich sind die Verwandten da! Nach 36 Stunden Wartezeit an der Bundesautobahn 24, Grenzübergangsstelle, liegen sich am 12. November 1989 die Familien in den Armen.
Foto: Sammlung Fiek'n hätt schräb'n ut Hagenow, Kuno Karls



Kurz vor Mitternacht begrüßen am 23. Dezember 1989 gut gelaunte DDR-Bürger am Autobahn-Grenzübergang Zarrentin die Bundesbürger.
Foto: Sammlung Fiek'n hätt schräb'n ut Hagenow, Kuno Karls

Licht und Schatten

Enttäuscht von der Wende: Franz-Josef Kemper sieht sich um seine Lebensleistung betrogen



Franz-Josef Kemper engagiert sich im Seniorenbeirat. Von der Entwicklung im wiedervereinigten Deutschland ist er enttäuscht.

Die Frage: Sind wir in einem vereinten Deutschland angekommen?, kann Franz-Josef Kemper nicht beantworten. Die Frage, ob er selbst angekommen ist, verneint er: „Wenn dem Schwiegersohn in einer Familie ständig gesagt wird, wo er herkommt, fühlt er sich auch nicht aufgenommen.“ Der 69-Jährige sieht sich um seine Lebensleistung regelrecht betrogen. „Ich bin in einer Zeit groß geworden, in der es nie ein Problem gab, Arbeit zu bekommen. Darüber haben wir gar nicht nachgedacht“, sagt er. Kemper, Jahrgang '40, wurde von der Mutter allein großgezogen, der Vater war im Krieg gefallen. Er musste früh zupacken, wurde schließlich LPG-Vorsitzender und trat in die Demokratische Bauernpartei, eine der DDR-Blockparteien, ein. 1987 übernahm Kemper für seine Partei den Posten des Kreissekretärs in Schwerin. In dieser Funktion erlebte er auch den Herbst '89. „Nach den ersten Montagsdemos in Schwerin dachte ich, ich fahre gegen einen Baum“, beschreibt er seine Verunsicherung, als das über Jahrzehnte gelebte Leben plötzlich Risse bekam. 1990 ging die Bauernpartei in der CDU (Ost) auf. Kemper blieb Mitglied – so lange, bis er in Güstrow eine Rede des damaligen CDU-Generalsekretärs Volker Rühle hörte. „Er hat gesagt: ‚Mit diesen ehemaligen Blockflöten können wir keine Politik machen‘ und ich sagte mir: Dann eben mit mir nicht“, erinnert sich Kemper. Eigentlich wollte er damals von der politischen Arbeit lassen. Trotzdem engagierte er sich wieder – wenn auch nicht in einer Partei. Der Neustädter ist im zehnten Jahr Vorsitzender des Seniorenbeirats im Landkreis Ludwigslust. In dem

Gremium fühlt er sich aufgenommen, viele denken hier ähnlich wie er. Und Kemper möchte etwas für seine Altersgruppe erreichen: „Zahlreiche Menschen im Osten kommen heute nicht mehr auf 45 Arbeitsjahre. Das wirkt sich auf die Rente aus“, sagt er. Aus seiner ehrenamtlichen Tätigkeit weiß der Beiratsvorsitzende, dass viele Rentner mehr schlecht als recht über die Runden kommen. 19 Jahre nach der Wiedervereinigung gibt es immer noch unterschiedliche Rentenwerte in Ost und West. „Außerdem wurden viele Ältere nach der Wende ja gleich aus dem Arbeitsleben ausgemustert, also arbeitslos“, sagt der 69-Jährige und fügt hinzu: „Jetzt haben wir zwar Reisefreiheit, aber viele Senioren können es sich gar nicht leisten, wegzufahren.“ Wenngleich Kemper selbst von sich sagt, eine gute Rente zu bekommen, ist er sauer über die Ungleichbehandlung: „Hätten wir in meinem Geburtsort Düsseldorf gelebt, würden meine Frau

und ich im Jahr zusammen 3000 Euro mehr erhalten. Wo ist das gerecht?“, fragt er und fügt hinzu: „So sehen das viele“. Dazu kommt der Eindruck, oft für die eigene Herkunft diffamiert zu werden. Die DDR müsste differenzierter betrachtet werden, meint Kemper: „Aber wenn ich heute sage, dass die Volksbildung gut war, dann bin ich ja gleich ein Nostalgiker.“ Er räumt jedoch ein, dass das System eine Diktatur war: „Das will und kann ich nicht leugnen.“ Als Vorsitzender des Seniorenbeirats, Mitglied im Landesbeirat und im Altenparlament sieht Franz-Josef Kemper heute seine Einflussmöglichkeiten begrenzt. „Wir können nur immer wieder auf unsere Probleme aufmerksam machen“, sagt er. Manchmal jedoch kann er dieses System einfach nicht verstehen. „Wenn man ein Leben lang gearbeitet hat und am Ende doch Rente und Pflegegeld nicht für einen Heimplatz reichen – das ist doch verrückt!“



10. November 1989: Hagenower stehen an der Staatsbank an, um Geld zu tauschen. Mit dem Reisestempel im Ausweis können 15 DM für 15 Mark Ost eingetauscht werden – einmal im Jahr.

Foto: Sammlung Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow, Kuno Karls



Viele Veränderungen und schon wieder anstehen: Nach der Währungsunion stehen die Hagenower an der Kreissparkasse in der Wasserstraße an, um ihre Konten umstellen zu lassen.

Foto: Sammlung Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow, Kuno Karls

Interesse am Leben der Nachbarn

Dieter Schmidt erlebte die Grenze als Zöllner auf westdeutscher Seite



Dieter Schmidt begann 1968 seinen Dienst als Zöllner an der innerdeutschen Grenze. Das Foto stammt aus dem Jahr 1980. Foto: privat

„Ich bin glücklich und froh, dass alles so gekommen ist“, sagt Dieter Schmidt. Er spricht von der friedlichen Revolution in der DDR, von einem Umsturz, der ohne Blutvergießen gelang. Der Büchener kann viele Geschichten erzählen: Als Zöllner arbeitete er von 1968 bis 1990 auf der westdeutschen Seite der Grenze. Manche Erlebnisse aus dieser Zeit sind ihm besonders in Erinnerung geblieben. „1976 sind drei junge Männer in der Nähe meiner Dienststelle geflohen. In Greven machten sie sich bei Anbruch der Dämmerung auf den Weg. Dabei lösten sie am ersten Zaun den Alarm aus und rannten in panischer Angst in Richtung Westen. Dann standen sie aber vor dem zweiten Zaun, an dem in drei verschiedenen Höhen die Selbstschussautomaten angebracht waren. Mit Hilfe eines umgestürzten Baumes schafften sie es, auch diesen Zaun zu überwinden und kamen so schließlich in den Westen. Alle drei haben später gut in der Bundesrepublik Fuß gefasst“, erzählt Dieter Schmidt.

Sein Interesse an den Nachbarn auf der anderen Seite des Zauns war schon immer groß. „Vielleicht deshalb, weil ich selbst Ossi bin“, sagt er. Am letzten Kriegstag, dem 7. Mai 1945, in Wittstock geboren, floh Schmidts Mutter 1955 mit ihren Kindern in die Bundesrepublik. Allerdings unter weniger dramatischen Umständen: „Man musste sich ja damals in Berlin nur in die S-Bahn setzen“, erinnert sich der heute 64-Jährige. An der Grenze war der Kontakt nach „drüben“ auch von der Westseite so gut wie unmöglich. „Die DDR-Grenzer hatten Sprechverbot und daran haben sie sich fast immer gehalten“, so Schmidt.

Mit einer Super-8-Kamera, die er sich von seinem ersten Gehalt gekauft hatte, dokumentierte Schmidt seit 1968 die innerdeutsche Grenze. „Einmal wurde ich gerufen, als einem 26-Jährigen an der Baustelle der A 24 mit einem Lkw der Durchbruch gelang“, erzählt Schmidt. Der junge Mann stammte aus seiner Geburtsstadt Wittstock. Ein anderes Mal entdeckte der Zöllner hinter dem Zaun einen DDR-Offizier, der in Richtung Grenze winkte. Dieses seltsame Verhalten konnte Schmidt sich erst erklären, als er auf einen DDR-Grenzsoldaten mit Hund traf, dem die Flucht in den Westen gelungen war. Auf die Frage, warum er immer noch in einer Beobachtungshütte an der Grenze wartete, antwortete der junge Mann: „Ich wollte das dumme Gesicht von meinem Offizier sehen.“ Dessen Winken hatte ihn nicht bewegen können, in den Osten zurückzukehren. „Den Hund allerdings haben wir zwei Tage später an die DDR übergeben“, erinnert sich Dieter Schmidt.

Den Mauerfall am 9. November 1989 „verpasste“ der Büchener. „Der Fernseher war aus, ich habe gelesen. Und so erfuhr ich davon erst am nächsten Tag, als ich die Zeitung aus dem Briefkasten holte.“ Fortan war er immer mitten im Geschehen. Als am 12. November der erste Grenzübergang an der B 208 bei Mustin öffnete, filmte Dieter Schmidt mit seiner Schmalfilmkamera. Ebenso an den Folgetagen, als weitere Übergänge passierbar wurden. Am 18. November lernte der Büchener am Übergang Schaalsee eine junge Familie aus Zarentin kennen. Am ersten Weihnachtstag des gleichen

Jahres machte er sich auf den Weg nach Zarentin, im Gepäck ein paar kleine Geschenke für die neuen Bekannten. Weil er zum Essen nicht bleiben konnte – der Dienst rief – packten die Zarentiner einfach einen Teil des Festmahls ein. „Als ich später die Tüte aufmachte, sah ich, dass es die besten Stücke von der Ente waren“, ist Schmidt nach heute gerührt. Aus dieser Bekanntschaft in den aufregenden Novembertagen ist eine Freundschaft geworden, die bis heute besteht.

Dass sein Arbeitsplatz an der Grenze überflüssig wurde – darüber ist Dieter Schmidt froh. Heute fährt er jeden Tag nach Hamburg, wo er im Deutschen Zollmuseum tätig ist. Darüber hinaus betreut er als Zeitzeuge Seminare bei der Friedrich-Ebert-Stiftung. „Ich hatte wirklich befürchtet, dass ich bis zu meinem 65. Lebensjahr an dieser Grenze stehe“, sagt Schmidt. „Um so glücklicher bin ich darüber, wie es jetzt ist.“



Dieter Schmidt mit seiner Schmalfilmkamera, das Foto wurde 1988 von einem DDR-Grenzaufklärer aufgenommen, der es Schmidt im November 1999 übergab. Foto: privat



Ab dem 24. Dezember 1989 durften auch Bürger der Bundesrepublik ohne Visum und Zwangsumtausch in die DDR einreisen. Foto: Sammlung Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow, Kuno Karls

Arbeiten für gute Nachbarschaft

Menschen entlang der ehemaligen Grenze mussten erst zueinander finden



Heute ist das Stoppschild nur noch ein Verkehrszeichen. Die Fährverbindung zwischen Darchau und Neu Darchau gehört längst zum Alltag.



28. April 1990: Menschen aus dem Amt Neuhaus warten auf die neue Lastenfähre, die zwischen Bleckede und Neu-Bleckede verkehrt.

Foto: Sammlung Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow, Kuno Karls



Die Elbe ist nicht länger Grenzfluss: Menschen drängen sich auf der ersten Fähre nach Bleckede, wo sie von ihren Nachbarn erwartet werden.

Foto: Sammlung Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow, Kuno Karls



19. November 1989: Die Fährverbindung zwischen Herrenhof und Hitzacker wird eröffnet.

Foto: Sammlung Fiek'n hätt schrüb'n ut Hagenow, Kuno Karls

Zwölf Kilometer liegen zwischen Boizenburg und Lauenburg. Elf sind es zwischen Zarrentin und Gudow. Die Fahrt von einem Ort in den anderen dauert eine Viertelstunde. Vor 1989 waren Lauenburg und Gudow für die Boizenburger und Zarrentiner ähnlich weit entfernt wie der Mond - oder besser gesagt: Ähnlich unerreichbar. Wer als DDR-Bürger in

den Westen reisen wollte, brauchte Verwandtschaft ersten Grades. Außerdem musste als Grund ein besonderes Ereignis wie ein runder Geburtstag oder ein Todesfall vorliegen. Oft wurde die Reise dann nur einem Familienmitglied gestattet. Blieben Angehörige in der DDR zurück, existierte ein Druckmittel, das die Rückkehr des Reisenden gewährleisten sollte. Etwas großzügiger waren die Regelungen bei Rentnern, da sie als Arbeitskräfte keine Rolle mehr spielten.

Mit der Öffnung der Grenzen lernten die Menschen auf beiden Seiten erstmals ihre Nachbarn kennen. Es herrschte eine riesengroße Euphorie. „Alle lagen sich in den Armen“, erinnert sich Wolfgang Kniep. Er lebt in Leisterförde im Landkreis Ludwigslust. Von hier sind es zwei Kilometer nach Fortkrug im Kreis Herzogtum Lauenburg. Doch

mit dem Abbau der Grenzanlagen war die Verbindung zwischen den Landesteilen noch nicht geschaffen. Es war erst der Anfang eines schwierigen Weges.

„Nachdem sich die erste Begeisterung gelegt hatte, wurde der Fall der Mauer auf beiden Seiten der Grenze zweischneidig betrachtet“, sagt Kniep. In

den westlichen Gemeinden entfiel mit der deutschen Einheit die Zonenrandförderung. Dieses Subventionsprogramm sollte wirtschaftliche Nachteile ausgleichen, die durch die künstliche Randlage an der innerdeutschen Grenze entstanden. In den östlichen Gemeinden wiederum machten Menschen Erfahrungen mit westdeutschen Nachbarn, die ihren wirtschaftlichen Vorsprung ausnutzten. „Plötzlich gehörte in vielen Orten im Osten das Land Westdeutschen, die es zwischen Grenzöffnung und Währungsunion für einen Spottpreis kauften“, weiß Kniep. Inzwischen haben die Nachbarn zueinander gefunden - auch wenn die „atmosphärischen Störungen“ noch nicht ausgestanden sind. „Ein Grund dafür ist auch, dass sich beide Seiten nicht immer gut benehmen“, sagt Kniep. Dem setzen er und andere das Miteinander in einem Verein entgegen, den sie 2003 gegründet haben. Der Landschaftspflegeverein hat sich das Ziel gesetzt, Menschen zusammenzubringen und den Reichtum der Natur zu erhalten, die sich während der Isolation im ehemaligen Grenzgebiet ungehindert entfalten konnte. Deshalb pflegen die Vereinsmitglieder den Grenzstreifen, der heute eine Heidelandschaft mit seltener Flora und Fauna ist. „Alle haben aus unterschiedlichen Motiven heraus das Ziel, die Heide zu erhalten. So bringen wir Leute zusammen, die sonst nicht so einfach zusammenfinden würden“, sagt Kniep, der viele Jahre lang Vorsitzender des Vereins war, in dem neben Landeigentümern Jäger, Naturschützer, Tourismusunternehmer und Historiker vertreten sind.

Menschen zusammenbringen. Das ist 20 Jahre nach dem Mauerfall längst Alltag geworden. Boizenburg und Lauenburg pflegen seit 1990 eine Städtepartnerschaft, die auf Vereinsebene mit Leben gefüllt wird. Feuerwehr und Schützenverein, Rad-sportverein und Kirchenchöre suchen den Austausch. Auch in vielen anderen ehemaligen Grenzgebieten pflegen die Menschen bewusst die Kontakte zu den Nachbarn. Unter dem Motto „Die Elbe trennt – die Elbe verbindet“ haben zum Beispiel Hitzacker und das Amt Neuhaus eine Vielzahl von gemeinsamen Projekten für das Jahr 20 nach der Grenzöffnung geplant.

Erzählte Lebensgeschichte

„Kollektives Erinnern braucht persönliche Geschichten und historische Fakten“



Simone Labs hat mit Bewohnern des Grenzgebietes über ihre Erlebnisse mit der Grenze gesprochen.

Keine Ausfahrt Zarentin. So war es Fakt in der DDR – der Ort lag im Grenzgebiet. Und so heißt auch ein Buch, in dem Autorin Simone Labs Menschen aus verschiedenen Orten Mecklenburgs zu Wort kommen lässt, die neben und mit der Grenze lebten: Da ist die Tochter eines Pastors, die dem System kritisch gegenüberstand und von einer Atmosphäre aus Angst und Misstrauen erzählt. Der Bauer, der nach der im Barber-Lyaschenko-Abkommen vereinbarten Grenzbegradigung 1945 Haus, Hof und Heimat in der sowjetischen Besatzungszone verlässt. Die Familie, die aus dem Grenzgebiet zwangsausgesiedelt wird und alles verliert. Ein Flüchtling, ein ehemaliger Grenzsoldat, ein Künstler. Aus ihren Geschichten stellt Simone Labs ein Spiegelbild des Alltags an der innerdeutschen Grenze zusammen. „Für das kollektive Erinnern sind persönliche Geschichten

genauso wichtig wie die historischen Fakten“, ist die Autorin überzeugt. Ihr geht es dabei nicht darum zu werten: „Ich möchte nicht nach Täter oder Opfer ordnen, sondern einfach zeigen, wie der Einzelne mit seinen persönlichen Erfahrungen umgeht“, sagt sie. Dass jeder mit seiner Geschichte aufgenommen wird, ist der studierten Lateinamerikawissenschaftlerin wichtig. „Wie können wir es schaffen, 20 Jahre nach diesen Ereignissen Versöhnung zu stiften?“ Diese Frage bewegt Simone Labs. 1996 zog die gebürtige Sächsin an den Schaalsee – dorthin, wo noch wenige Jahre zuvor der so genannte Fünf-Kilometer-Streifen das Leben reglementierte. „Für mich war es nach dem Mauerfall ein Schock, dass zum Beispiel die Zwangsausiedlungen in der DDR nie thematisiert wurden“, sagt sie. Dieser und viele andere Widersprüche treiben die heute 45-Jährige seit 1989 um. Es folgten viele Gespräche, von denen einige schließlich in dem Buch mündeten. „Das Erzählen ist für die meisten Menschen sehr wichtig“, sagt Simone Labs. Sie beschäftigt sich mit dieser Geschichte, weil sie überzeugt ist, dass es zu den Grundbedürfnissen des Menschen gehört, friedlich miteinander zu leben. „Daran möchte ich die Menschen erinnern, denn daraus speist sich unser Glück. Das fängt in der Familie an und hört in der großen Menschheitsfamilie auf“, sagt die Autorin. Mit ihrem Buch will sie dazu ermuntern, Geschichten zu erzählen – und anderen zuzuhören. Sie wünscht sich dabei einen echten Dialog. „Noch heute stehen auf der einen Seite die Opferverbände und auf der anderen

zum Beispiel die ehemaligen Stasileute. Das finde ich traurig“, sagt Simone Labs. Verbundenheit zwischen ehemals Ost und ehemals West, Versöhnung – darin ist für sie eine Gesellschaft, die aus Menschen besteht, auch nur so gut, wie die Menschen sich umeinander kümmern. Simone Labs: „Das hat mit Einfühlungsvermögen zu tun: Wie weit interessiere ich mich ehrlich für meinen Nachbarn?“



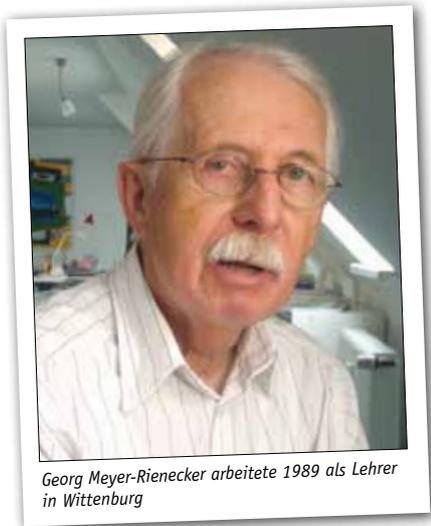
Simone Labs:
Keine Ausfahrt Zarentin
ISBN 3-89626-609-8

10. November 1989 in Lauenburg: Mit dem eigenen Auto in den Westen zu fahren, war für DDR-Bürger noch mehrere Tage zuvor undenkbar.
Foto: Sammlung Fiek'n hätt schräb'n ut Hagenow, Kuno Karls



Angst war der Klebstoff

Die DDR-Schule wurde für die Militarisierung von Kindern missbraucht



Georg Meyer-Rienecker arbeitete 1989 als Lehrer in Wittenburg

Blaue Halstücher, FDJ-Hemden und stramme Fahnenappelle gehörten zum DDR-Schulalltag. Ein Kapitel, das heute im Unterricht zu kurz kommt. Die DDR wird ausgeblendet. Viele Lehrer verharren im Schweigen, eine Unaufrichtigkeit, die oft mit Geschichtsverklärung, sprich Nostalgie, einhergeht oder sie begünstigt. Doch

wie sah es an den Schulen aus? Der ehemalige Kunst- und Deutschlehrer Georg Meyer-Rienecker aus Wittenburg erinnert sich.

Als man den Wittenburger Georg Meyer-Rienecker kurz vor der Wende zum Oberlehrer ernennen wollte, lehnte er ab mit der Begründung: „Es sind zu viele Oberlehrer geworden, die es nicht hätten werden dürfen, und anderen, die es verdient hätten, blieb es versagt.“ Damit hatte sich der Lehrer eine Ungeheuerlichkeit erlaubt. „So saß ich kurz darauf dem Bezirksschulrat, der Schulleitung und der Gewerkschaft gegenüber“, erinnert sich Georg Meyer-Rienecker. „Man wollte mich quasi zwingen, die Auszeichnung anzunehmen.“

Doch der Wittenburger hatte seinen Stolz; er wusste, was er konnte. Dass er als Kunstlehrer sehr geschätzt war, spielte im DDR-Schulsystem jedoch keine Rolle. „Ich gehörte zu denen, die nicht in der Partei und somit Lehrer zweiter Klasse waren.“ Wie alle Lehrer tat auch Georg Meyer-Rienecker seit 1962 zumeist das, was von ihm als Pädagoge an einer sozialistischen Schule verlangt wurde. Als Klassenleiter musste auch er in Elternhäuser gehen und für die Jugendweihe werben. Aber nicht alles machte der Witten-

burger mit. „Ich hielt es für unmoralisch, Jungen aus der 8. Klasse ohne elterlichen Beistand für die Armee zu werben. Hier weigerte ich mich.“ Doch im Laufe der Jahre bemerkte Georg Meyer-Rienecker, dass sich die Eltern veränderten. „Zu Endzeit der DDR begegnete ich einer Generation vor mir, die in diesem Staat aufgewachsen war, ein völlig anderes Weltbild besaß und sich offenbar nicht wunderte, dass die Kinder bei der Wehrerziehung durch unterirdische Schächte kriechen mussten.“

Wenn Schüler zu bestimmten Anlässen kein FDJ-Hemd trugen, gab es Druck von der Schulleitung. „Den gaben wir Lehrer zwangsläufig weiter“, so Meyer-Rienecker. „Angst war nun mal der Klebstoff, der in der DDR alles zusammengehalten hat.“ Miterlebt habe er beispielsweise, dass bei einem Schüler, der Bravo-Bilder getauscht hatte, die Polizei dessen Wohnung durchsuchte.

Dass Kunstlehrer Meyer-Rienecker auf Klassenfahrten mit seinen Schülern sogar Kirchen besuchte, konnte er später in seiner Stasi-Akte nachlesen. Irgendwann bemerkte er, dass der Begriff „Toleranz“ für die Behandlung des Stücks „Nathan der Weise“ aus dem Lehrplan gestrichen war.

Im September 1989 besucht er zusammen mit seiner Frau in Hagenow einen kleinen Kreis um das Pastorenehepaar de Boor, der sich für die Zulassung des Neuen Forums einsetzt. „Auf dem Weg zur Schule habe ich anderntags damit gerechnet, festgenommen zu werden“, so der Wittenburger. „Schließlich war mir bekannt, dass ein ehemaliger Schüler, der nicht zur Armee wollte, von der Straße weg ins Auto gezerrt worden war. Ich wusste, die Stasi greift zu.“

Nach der Wende wird Georg Meyer-Rienecker an seiner Schule zum Direktor ernannt. Heute kritisiert er scharf, dass eine nicht geringe Zahl von Lehrern das Kapitel DDR deckelt. „Sie sind nicht ehrlich genug zu sagen, ich hab damals mitgemacht und dieses System gestützt. Wo bleibt die Auseinandersetzung mit der selber erlebten DDR? Wie kam es zur Wende? Ich wünsche mir, dass Pädagogen mit ihrem Wissen und ihren Erfahrungen, die sie in der DDR gesammelt haben, Schülern zu einem Welt- und Geschichtsbild verhelfen, das der Geschichte und Verantwortung für die Demokratie gerecht wird.“



Michael Zecher bei seiner Einschulung 1979 in Wittenburg. Bruder Martin führte vorab mit Pionierbluse und Halstuch ein Programm auf.
Foto: privat/Martin Zecher



Jetzt beginnt der Ernst des Lebens: Einschulung 1979 in der Wittenburger Lenin-Oberschule.
Foto: privat/Martin Zecher



Schüler der Lenin-Oberschule in Wittenburg feiern ihre Jugendweihe. Der Übergang vom Jugend- zum Erwachsenenalter wurde in der DDR als staatssozialistisches Fest gefeiert. Nach einigen offiziellen Reden mussten die Jugendlichen ein Gelöbnis ablegen, in dem sie sich zum sozialistischen Staat bekennen sollten.
Foto: privat/Martin Zecher

FDJ Zimmer

Junge Leute auf Spurensuche

Jugendliche aus Wittenburg und Büchen machen aus ihren Grenzerfahrungen eine DVD

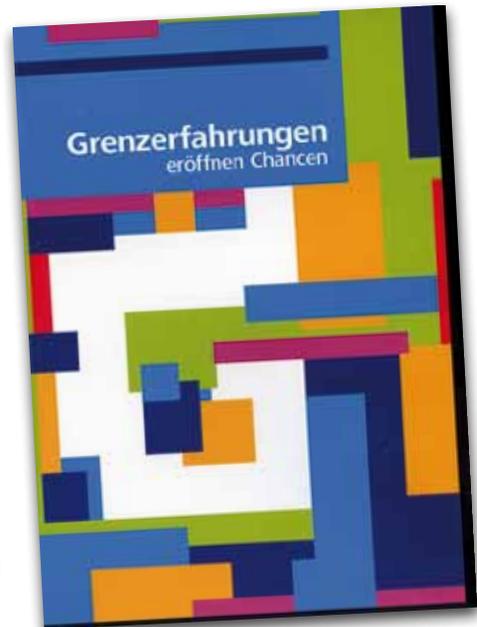
Wie war das Leben mit der Grenze? Diese Frage stellten sich Schüler des Gymnasiums Wittenburg - ehemals Ostdeutschland - und der Realschule Büchen - ehemals Westdeutschland - und begaben sich gemeinsam auf Spurensuche. Beide Orte befinden sich in der Nähe der innerdeutschen Grenze. Die TeilnehmerInnen - zwischen 15 und 19 Jahre alt - kennen die Zeit der Teilung Deutschlands nur aus Erzählungen. Umso wichtiger findet es Wolfgang Kniep, Mitarbeiter der Volkshochschule im Landkreis Ludwigslust, dass sich die jungen Leute mit diesem Thema beschäftigen und so die Erinnerung wach halten. Das gemeinsame Geschichtsprojekt, das über den deutschen Volkshochschulverband und den deutschen Kinder- und Jugendplan gefördert wurde, führte die jungen Leute zu Zeitzeugen und an geschichtsträchtige Orte - oft direkt vor ihrer Haustür. Die Jugendlichen führten Interviews und besuchten Orte wie das Dokumentationszentrum Schwerin, die Stasiunterlagenbehörde und das Grenzhaus in Schlagsdorf. Sie erkannten dabei auch Chancen der wirtschaftlichen und ökologischen Entwicklung der Grenzregion. Aus dem zusammengetragenen Material ist ein Film mit dem Titel „Grenzerfahrungen“ entstanden. Unterstützung erhielten die Jugendlichen von Menschen, die die Grenze im Alltag erlebt hatten. Dieter Schmidt beispielsweise arbeitete als Zollbeamter auf der Westseite. Dort bestand im Gegensatz zum Osten die Möglichkeit, sich dem Grenzzaun zu nähern. Schmidt nutzte dies und filmte zum Beispiel den Aufbau der Sperranlagen. Dieses und anderes Material stellte er den Schülern für ihren Film zur Verfügung. Wolfgang Kniep zeigte den Jugendlichen seinen Heimatort Leisterförde, auf der Ostseite unmittelbar am Grenzzaun gelegen. „Als ich eingeschult wurde, hatte der Ort 230 Einwohner. Immer wenn jemand wegzog, ausgesiedelt wurde oder starb, musste sein Haus innerhalb von drei Wochen abgerissen werden.



Wolfgang Kniep arbeitet zusammen mit jungen Leuten die Geschichte der Grenze auf. In Leisterförde erinnern heute einige originale Anlagen an die Zeit der deutschen Teilung.

Heute stehen in Leisterförde noch sieben Häuser“, sagt Wolfgang Kniep.

Ein weiteres Projekt hat die Spurensuche nach sich gezogen. Eine Ausstellung mit ehemaligen Grenzanlagen, die ursprünglich in einem Außenbereich des Heimatmuseums Boizenburg zu sehen waren, ist nach Leisterförde umgezogen - dorthin, wo einst am Tor 21 für DDR-Bürger die Welt zu Ende war. Die Jugendlichen wollen nun die Anlage öffentlichkeitswirksam beschriften und die Ausstellung für Besucher aufarbeiten. Dass sich auch junge Leute für die Zeit der deutschen Teilung interessieren, bringt die 16-jährige Alexandra Grimm aus Wittenburg auf den Punkt: „Mein Vater stand als Soldat an der Grenze. Er musste sie aufbauen und auch wieder abbauen. Ich finde es wichtig, dass die Erinnerung daran nicht verloren geht.“



Die DVD „Grenzerfahrungen“ kann über die Kreisvolkshochschule Ludwigslust bezogen werden.

Oft den Finger auf dem Auslöser

Der Dömitzer Jürgen Scharnweber bringt neue Ausstellung über Wendezeit auf den Weg



Jürgen Scharnweber leitet das Festungsmuseum in Dömitz.

An den Grenzzaun hatten sich viele Dömitzer gewöhnen müssen wie an die Gardinen. Aber dass ein Teil ihrer Festung der Öffentlichkeit verschlossen blieb und nie ein Blick auf das schöne Elbufer möglich war, wurmte viele. 1989 war der Dornröschenschlaf vorbei. Heute pilgern tausende Menschen in diese Region. Sie genießen das Elbufer und suchen Reste der Grenze. Nirgendwo spüren sie den Atem der Geschichte so nah wie hier.

Jürgen Scharnweber ist ein Mensch, den die Geschichte fesselt. Und vor allem fühlt er sich seit Kindesbeinen an die Festungsanlage Dömitz gebunden – die einzige vollständig erhaltene ihrer Art in Norddeutschland. Als Kind lauschte er den Geschichten von Wallenstein und Fritz Reuter und als er groß war, beschloss er auf der Festung zu arbeiten. Seit 1953 gab es hier ein Museum. Jürgen Scharnweber wollte auch die jüngere Stadtgeschichte festhalten. Mit der Kamera um den Hals trabte er los, kaum ein Ereignis ließ er sich entgehen. Normalerweise hätte sich jemand, der so nah an der Grenze mit mächtiger Fotoausrüstung herumläuft, verdächtig gemacht. Aber sein Gesicht kannten die meisten. „Nur einmal bin ich zum Hafen runter, um das Hochwasser aufzunehmen“, erinnert er sich. „Da wurde ich weggejagt, weil die dachten, ich will die Grenzanlage fotografieren.“ Aber auf Zäune hatte Jürgen Scharnweber keine Lust.

Die gab es kilometerweise in und bei Dömitz. Bei manchen zogen sich die Zaungitter sogar direkt vor der Haustür entlang. An die Elbe durfte ohnehin niemand. Von 1961 bis 1973 waren die Dömitzer sogar im eigenen Land gefangen. In dieser Zeit galt ihre Stadt als Sperrgebiet und war nur mit Passierschein erreichbar. Wie die meisten Menschen, hatte auch Jürgen Scharnweber diese Situation hinnehmen müssen. Was er aber nie verdrängen konnte, war die Sehnsucht, einmal den verbotenen Teil der Festung zu betreten, um aufs Elbufer zu blicken. Doch erst im Wendejahr 1989 konnte er diese Sehnsucht stillen. Für den Museumsleiter begann ein aufregendes Kapitel. Wieder ist er mit der Kamera unterwegs. Als die Dömitzer das erste Mal zur Elbe runter dürfen und der Zaun geöffnet wird, gelingt ihm ein Schnappschuss, der ihn bis heute selber tief berührt.

Am 7. Dezember legt die erste Fähre „Elbestar“ in Dömitz an. Jürgen Scharnweber ist dabei. „Es war ein großer Augenblick. Die Stadt Dannenberg hatte das Fahrgastschiff gechartert. Die Menschen setzten all ihre Hoffnung in diese Fähre und fuhren über Wochen auf ihr, bis die Stadt Dannenberg im Frühjahr 1990 eine Fähre aus Holland besorgte, auf der auch Autos Platz hatten.“

Am 8. November 2009 rückt das Schiff noch mal in den Mittelpunkt. An diesem Samstag findet eine Ausstellungseröffnung statt, die mit Fotos und Zeitungsartikeln aus Ost und West die Wendeereignisse in und um Dömitz zeigt. Anschließend wandert die Ausstellung auf die Festung in die Galerie, wo sie bis ins Jahr 2010 zu sehen sein wird. Dass auf der Festung jüngere Geschichte gezeigt wird, ist nichts

Besonderes. Gleich nach der Wende ergänzten Jürgen Scharnweber und seine Kollegen die Dauerausstellung zur DDR-Geschichte mit Dokumenten, Fotos und Exponaten zur Grenze. Die Leute wollten und sollten das sehen.



Am 7. Dezember 1989 legt die erste Fähre namens „Elbestar“ in Dömitz an. Von Kaltenhof nach Dömitz wird eine Fährlinie eingerichtet. Endlich konnten die Menschen aufs Wasser. Endlich konnten sie die Elbe überqueren.

Foto: Jürgen Scharnweber



Direkt an der Dömitzer Festung verlief der Grenzzaun. Gewisse Teile der Festung mit Blick auf die Elbe waren zu DDR-Zeit für die Öffentlichkeit gesperrt.

Foto: Jürgen Scharnweber



Was für eine Aufnahme! Jürgen Scharnweber gelingt es, den Augenblick der Grenzöffnung zur Dömitzer Fähre einzufangen. Ein bewegender Augenblick. Endlich durften die Dömitzer hinunter zur Elbe.

Foto: Jürgen Scharnweber

Das Stasi-Gefängnis

Im Schweriner Dokumentationszentrum bleibt ein finstres Kapitel unvergessen

Wer seinen Fuß in das ehemalige Stasi-Gefängnis am Obotritenring 106 setzt, wird nie vergessen, was er hier zu sehen bekommt. Hier hielt die Stasi vor 1989 viele Menschen gefangen, die die DDR kritisierten, sie verlassen wollten oder es versucht hatten. Wer die Zellen und Flure sieht, ahnt, wie es diesen Häftlingen ergangen sein muss. Viele Schicksale von Menschen aus dem ehemaligen Bezirk Schwerin lassen sich hier nachlesen. Wären sie nicht so ergreifend, würden sie sich beinahe wie ein Krimi lesen. Hier saßen Menschen in Untersuchungshaft, bei deren Strafverfahren die politischen Interessen der Sozialistischen Einheitspartei Deutschland (SED) über das Recht dominierten. Wer dieses Gefängnis, das heute ein Dokumentationszentrum ist, nur Schulklassen überlässt, verpasst deshalb ein Stück Aufarbeitung der eigenen erlebten Geschichte und verkennt mitunter, was die DDR für ein Staat war. Eine Dauerausstellung zum Thema „Staatssicherheit und Justiz im Norden der DDR 1949 – 1989“ dokumentiert anhand von Einzelschicksalen die Überwachungs- und Verfolgungspraxis in der SED-Diktatur. In den ersten Jahren der DDR ist der mehr als 70 Zellen umfassende Bau wegen der unzumutbaren Haftbedingungen sowie der zeitweilig grünen Zellwände als „grüne Hölle“ berüchtigt. Die Gefangenen werden in totaler Isolation gehalten. Dauerverhöre, Nachtvernehmungen und Schlafentzug wirken demoralisierend. Doch das Dokumentationszentrum des Landes für die Opfer der Diktaturen in Deutschland atmet noch mehr Geschichte. 1916 wurde in Schwerin am heutigen Demmlerplatz das Justizgebäude mit dem Gerichtsgefängnis errichtet. Bis zum Ende des II. Weltkrieges befand sich das Bauwerk in den Händen der Schweriner Justiz. Von 1933-45 wurden hier durch das Sonder- und Erbgesundheitsgericht Menschen aus politischen, religiösen, so genannten „rassenhygienischen, erbbiologischen“ und anderen Gründen verurteilt. Nach dem Ende des II. Weltkrieges zogen der sowjetische Geheimdienst (NKWD/MWD) und das Sowjetische Militärtribunal in das Gebäude. Mit ihnen hielten die gleichen Repressionsmaßnahmen Einzug, die in der Sowjetunion Stalins alltäglich waren: willkürliche Verhaftungen, brutale

Verhöre der Untersuchungshäftlinge und eine politische Justiz, die zahllose Unrechtsurteile mit drakonischen Strafen fällte. Im Jahre 1954 ging das Gebäude offiziell in die Rechtsträgerschaft der Schweriner Bezirksverwaltung des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) über. Bis zum Zusammenbruch der DDR 1989 erfolgte von hier aus die Planung und Koordinierung von Maßnahmen zur Einschüchterung und Bekämpfung politisch Andersdenkender im Bezirk. Im Dezember 1989 wurde das Gebäude durch Vertreter der Bürgerbewegung besetzt und 1990 wieder der Justiz übergeben. Im Jahr 2000 übernahm die Landeszentrale für politische Bildung Mecklenburg-Vorpommern die Trägerschaft für das Dokumentationszentrum – die Einrichtung zur Zeitgeschichte im ehemaligen Stasi-Gefängnis. Am 6. Juni 2001 wurde das Haus eröffnet, der Aufbau der dreiteiligen Dauerausstellung konnte 2005 abgeschlossen werden.

*Dokumentationszentrum des Landes für die Opfer der Diktaturen in Deutschland
Obotritenring 106
19055 Schwerin
Tel.: 0385 74529911 oder -12
Fax.: 0385 7778847
E-Mail: dokuzentrum-schwerin@lpb.mv-regierung.de*

*Öffnungszeiten
Dienstag - Freitag
12.30 - 16.00 Uhr.
Nach Vereinbarung auch außerhalb der Öffnungszeiten.*



Im ehemaligen Stasigefängnis am Schweriner Obotritenring landeten auch viele Menschen aus Hagenow, Ludwigslust und anderen Regionen des Bezirks Schwerin. Heute befindet sich hier das hochinteressante Dokumentationszentrum der Landeszentrale für politische Bildung.



Nach der Wende wurde dieser kirchliche Spruch in einem Verhörraum des Stasigefängnisses freigelegt.



So sah es in den Stasi-Zellen aus. Doch es waren vor allem die psychischen Foltermethoden des Ministeriums für Staatssicherheit, die gefürchtet waren.



In dieser Zwangsjacke wurden „auf-sässige“ Insassen ruhiggestellt.

Ein Bollwerk gegen die Bürger

Das Grenzhuis Schlagsdorf informiert über das Leben an der innerdeutschen Grenze

Es war ein Bollwerk, das ein Staat gegen seine eigenen Bürger errichtet hatte: Von der Ostsee bis zum Vogtland reichte die rund 1400 Kilometer lange Grenze der DDR, die während der deutschen Teilung zwei Weltsysteme trennte. Dazu kam die Berliner Mauer mit einer Länge von 155 Kilometern. Hunderte Menschen starben bei dem Versuch, diese Grenze zu überwinden. Wer es nicht selbst erlebt hat, kann kaum glauben, mit welcher perfiden

Methoden die DDR eine Flucht in den Westen unmöglich zu machen versuchte. Deshalb erinnert heute in Schlagsdorf (Landkreis Nordwestmecklenburg) ein Museum daran, wie wenig alltäglich der Alltag mit der Grenze war. Das „Grenzhuis“ informiert über den Grenzverlauf und die Anlagen, Zwangsausiedlungen und geschleifte Dörfer, die zerstört wurden, weil sie zu dicht an diesem Zaun lagen. Fast 10.000 Besucher kamen 2008 hierher. „Damit die deutsch-deutsche Geschichte nicht

Westseite hin steilen Wände waren mit Betonplatten befestigt. Hinter dem Graben stand ein zweiter Zaun: Drei Meter hoch und aus drei übereinander montierten Streckmetallplatten aufgebaut, deren Verschraubungen von der westlichen Seite aus angebracht waren. An diesen Grenzzaun waren auch die berühmten Selbstschussanlagen SM-70 montiert. Diese Splitterminen wurden seit 1970 an verschiedenen Grenzabschnitten angebracht. In den Minenkörpern waren TNT und Metallsplitter eingeschlossen, die bei einer Detonation mehr als 20 Meter weit streuten. Erst 1984 wurden die letzten Selbstschussanlagen vom Grenzzaun abgebaut.

in Vergessenheit gerät, sind Bildungsstätten wie unsere da“, sagt Geschäftsführerin Anette Heimert-Ladendorf. Angebote für Projekttag und Führungen machen das Haus zu einem Ziel für alle, die mehr über diesen Todesstreifen im Herzen Europas erfahren wollen.

Die Außenausstellung des Museums zeigt deutlich, was für eine schwer zu überwindende Sperranlage die Grenze war. Ein zwei Meter hoher Signalzaun stand in 500 Metern Entfernung zur Grenzlinie. Es folgte ein Schutzstreifen, an den sich der Kolonnenweg anschloss. Dieser Kolonnenweg verlief parallel zum Grenzzaun und ermöglichte den Grenzposten, schnell von einem Punkt zum anderen zu gelangen. Danach kamen ein Kontrollstreifen, der ständig geharkt wurde, um Fußabdrücke sichtbar zu machen und ein Kfz-Sperrgraben. Dieser 1,5 Meter tiefe Graben sollte die Flucht mit einem Kraftfahrzeug verhindern, die zur

Im ehemaligen Grenzzort Schlagsdorf können Besucher noch heute die Sperranlagen sehen – sie wurden nur einige Meter vom Originalstandort entfernt nachgebaut. Tafeln helfen, die frühere Nutzung der einzelnen Anlagen zu verstehen. Die Ausstellungsstücke sind authentisch. Fotomaterial und Modelle im Museum geben darüber hinaus einen Eindruck von der Grenze und dem Leben im Grenzgebiet. Neben deutschen Besuchern kommen zunehmend auch ausländische Gäste hierher. Für Schulklassen aus Mecklenburg-Vorpommern besteht die Möglichkeit, die Fahrt zu Gedenkstätten wie dieser fördern zu lassen.

*Grenzhuis Schlagsdorf
Neubauernweg 1
19217 Schlagsdorf
Telefon 03887520326
Internet www.grenzhuis.de*



Ab Mitte der 70er Jahre wurde der Grenzzaun in der DDR aufgebaut. Er bestand aus drei übereinander angebrachten Streckmetallplatten.



Im Außenbereich des Schlagsdorfer Grenzhuis' erinnern die nachgebauten Anlagen an die innerdeutsche Grenze, hinter der die DDR die eigenen Bürger einsperrte.



Das Streckmetall des Grenzzaunes bildete scharfkantige Rauten, durch die nicht einmal ein Finger passte. Alle Verschraubungen der einzelnen Platten befanden sich auf der westlichen Seite.



Anette Heimert-Ladendorf und ihre Kollegen informieren im Grenzhuis über das Leben an und mit der Grenze.

